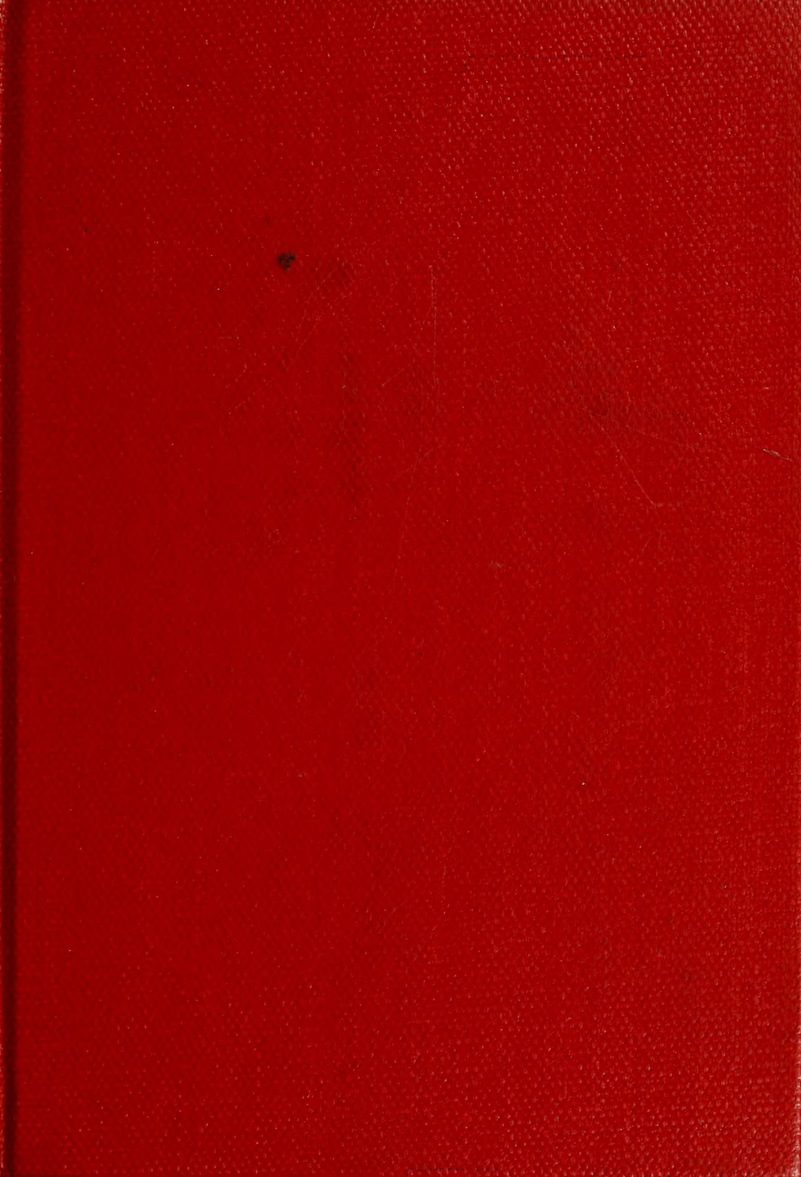
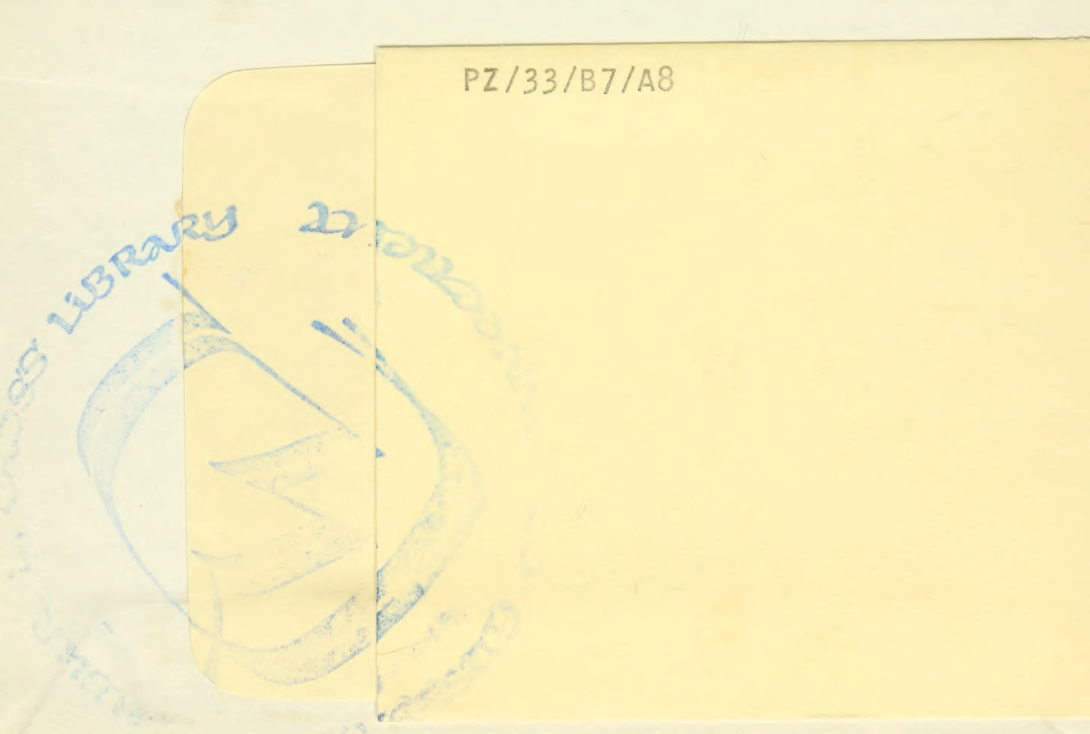



PZ/33/B7/A8
LIBRARY





Gesammelte Erzählungen

von

Isabella Braun.

Sechster Band.

Aus neuer und alter Zeit.

Eßlingen.
Verlag von J. F. Schreiber.

Aus

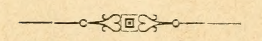
neuer und alter Zeit.

Erzählungen für die Jugend

von

Isabella Braun.

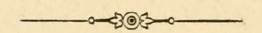
Mit 2 colorirten Lithographien.



Eßlingen.
Verlag von J. F. Schreiber.

Druck von J. F. Schreiber in Eßlingen.

Inhalts-Verzeichnis.



Das Vaterhaus.



Das Vaterhaus.

I.
Das Haus im Walde.

Mitten im tiefen, dichten Walde steht ein einsames Haus. Es ist klein und einstöckig, weiß getüncht, mit grünen Läden, welche mit der Farbe der jungen Tannenzweige wetteifern. Das Dach bildet einen Vorsprung über die Mauer, und beschattet in heißen Tagen die steinerne Bank davor, oder hält bei stürmischer Witterung den Regen davon ab. Über der Thüre prangt ein großes Hirschgeweih, denn es ist ein Jägerhaus. In der Wohnstube sind die Wände ebenfalls damit geziert und daran hängt des Jägers Jagdtasche, sein Hirschfänger, sein Gewehr, sein Rock, sein Hut und was ihm noch alles gehört. Es sieht in der Stube hübsch aus, und doch hat dieselbe nur wenige, höchst einfache Gerätschaften aufzuweisen: einen eichenen Tisch, ungepolsterte Stühle, eine Ofenbank, einen hohen Schrank und ein großes, geschnitztes Christus-

bild. Reichtum ist keiner im Försterhause, meinten die Leute; der gute Forstwart aber meinte anders; denn darinnen waltete mit rühriger Emsigkeit sein braves Weib und sein einziges Töchterchen Marie.

Ehe wir jedoch diese Leutchen genauer betrachten, müssen wir uns zuerst noch etwas mehr umsehen.

Vor allem entdecken wir einen Gemüsegarten mit nett gezimmerter Umzäunung. Das große Blumenbeet zwischen Garten und Wald ist eine Wiese; seine Gärtner sind Sonnenschein und Regen.

Weit und breit ist kein Haus zu sehen; der nahe Wald rings umher mit seinen großen und kleinen Bäumen, Stauden und Gebüschen bildet so wunderschöne Gruppen und Lauben, daß man die Häuser gewiß nicht vermißt. Auch kein menschliches Wesen ist vorhanden; aber lebende in Unzahl. Von diesen allen werden wir noch später reden, jetzt wollen wir einen Blick auf die Bewohner dieses Hauses werfen: den Jäger, sein Weib und sein Kind.

Der Förster war ein hochgewachsener Mann mit einem großen, langen Barte über den Lippen und einem frischen, von Wind und Wetter und vom Sonnenschein gebräunten Angesichte. Er war nach außen hin rauh, sprach wenig und in kurzen Sätzen, trug jedoch dafür ein braves, mildes Herz im Leibe. Befand er sich zu Hause, was selten geschah, so widmete er sich den häus=

lichen Geschäften, spaltete Holz, schichtete es auf, grub den Garten um und machte sich da und dort etwas zu schaffen. Wenn er auch wenig sprach, so zankte er dafür auch nie; denn worüber hätte er unzufrieden sein sollen? — Sein braves Weib that ihm alles zu Gefallen und Marie fühlte sich so erfreut über des Vaters Anwesenheit, daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, ihm Verdruß zu machen. Selbst die Hunde betrugen sich wohlgezogen und kuschten sich, sobald der Jäger: „Hektor! Juno!“ rief. Unnötiger Weise zu zanken oder aus langer Weile verdrießlich zu sein, das war des Jägers Sache nicht.

Jetzt werdet ihr wissen wollen, wie Mariechen aussah. Nun, eben wie alle Kinder von sechs Jahren, welche gesund sind, rote, dicke Backen, blaue Augen, ein Stumpfnäschen, einen rosenfarbenen Mund — und — was die Hauptsache ist — ein gutes, weiches, sanftes und frommes Herz haben! — Sie war also ein ziemlich nettes Mädchen, einfach und reinlich gekleidet, besser als die Dorfkinder, doch nicht so modisch, wie sie in der Stadt daher gehen. Sie hielt sehr viel darauf, daß der Wind ihr glatt gekämmtes Haar nicht zerzauste, und wenn sie im Garten spielte, gab sie sorglich acht, sich nicht zu beschmutzen. Übrigens war sie stiller Natur und nichts weniger als eine kleine Plaudertasche, denn mit wem hätte sie auch plaudern sollen? Die Mutter war viel beschäftigt, Geschwister hatte sie keine; vielleicht

mit der Katze? mit den Hunden? mit den Schmetterlingen, Vögeln und Blumen? die hätten sie ja nicht verstanden. Dagegen ging sie nie in den Wald hinein, ohne ein Stück Brot mitzunehmen; dann kamen diese herbei und fraßen aus ihrer Hand.

Marie war also freilich ein anderes Mädchen, als diejenigen, welche in dem Dorfe, oder in der Stadt aufwachsen. Das kam nur von der verschiedenen Lebensweise her; die Mutter dachte: „Geht Marie einmal in die Schule, so wird sie von selbst anders werden,“ — und somit störte sie die Kleine in ihrem Thun und Treiben nicht. In der Haushaltung vermochte sie ja ohnedies ihr noch nichts zu helfen, dazu war sie zu klein; hier kam die fleißige Frau schon allein zurecht, denn sie war gar rührig und geschäftig. — Wie mitleidig war nicht erst die Frau Jägerin! Jeder wandernde Handwerksbursche fand im Winter ein warmes Plätzchen hinter dem Ofen und eine Suppe dazu; jedes alte Mütterchen, das im Wald Reisig sammelte, und unter der schweren Last seufzte, erhielt ein Stückchen Brot und ein freundliches Wort, das oft noch mehr erquickt; selbst die verwegenen Wilddiebe, welche der Förster bisweilen vor sich her zum nächsten Gerichte trieb, bekamen ihr Anteil an Mitleid, — eine Thräne aus dem treuen, klaren Auge.

Die Leutchen im Försterhause waren nicht reich, aber auch nicht arm. Jeder Mittag fand den Tisch

gedeckt und keines stand hungrig auf; jedes war wohlgekleidet, wenn auch in rauhen oder selbstgesponnenen Stoffen, des Nachts ruhten sie in weichen, warmen Betten. Der Vater rauchte sein Pfeifchen, die Mutter trank morgens ihr Schälchen Kaffee, und wenn der Niklas an die Thüre pochte, warf er stets ein Säckchen voll Äpfel und Nüsse herein; das Christkind brachte für Marie sogar goldene Nüsse und einmal eine Puppe. Diese kam jedoch bei ihr nie recht zu Gnaden; sie spielte weit lieber mit den lebenden Tieren, sogar lieber mit den Blumen, welche sie zum Kranze wand. Morgens und abends betete sie zum lieben Heiland und ihr Herz schlug dankbar, daß er ihr als Christkind so viel gutes bescherte und daß er am Kreuze für sie starb, damit sie auch dereinst in den Himmel kommen könne.

Wenn es einige Tage nach einander regnete oder stürmte, und wenn der Herbst die Bäume entlaubte und der Winter sie einschneite, daß selbst die immer grüne Tanne im schneeigen Silber glänzte, war es Mariechen doch nie langweilig zu Mute. Dann rückte sie ihren Stuhl zu den Füßen der Mutter, welche ihr Rad drehte und spann, oder lernte von derselben das Stricken. Bisweilen auch sagte ihr diese ein Sprüchlein vor, das sie auswendig lernte; oder sie stand neben der Mutter in der Küche, im Herdwinkel, legte Holz in's Feuer oder durfte gar in der Schüssel rühren; dann folgte sie ihr

in den Stall, gab den Hühnern das Futter, streichelte die Kuh und tätschelte die Kälber. O, es gab tausend Freuden zu Hause, an jedem Tage fast eine neue.

Auch der Vater, wenn er gleich wenig sprach, machte ihr Freude. Hie und da schnitzelte er ihr Spielereien, oder lehrte dem jungen Hunde einige Kunststücke, worüber Marie ganz unbeschreiblich vergnügt war und lachen konnte, daß es im ganzen Hause widerhallte; dann lachte der Vater über Marie und dann lachte die Mutter über beide, und dann bellten die Hunde darein, die nicht lachen konnten, und das war natürlich sehr lustig!

II.

Im Walde.

Es war wieder Frühjahr geworden. Der Wald hatte sein neues, schmuckes Kleid angezogen. Alle Schattierungen von Grün spielten im Glanze der Sonne, von den jungen, fast gelben Blättchen bis zum dunklen Grün der alten Tanne. Der Boden war mit weichem Moose gepolstert; Käfer in allen Farben schimmerten drin wie Edelgestein; der lustig murmelnde Waldbach floß entfesselt im reinsten Silberglanze dahin, umkränzt von tausend Blumen; im Gesträuche versteckt horchten die Veilchen auf die ersten Frühlingslieder der Vögel; endlich läuteten die

Maiglöckchen zur Geburtstagsstunde für die Erdbeerblüten. Die Schmetterlinge wiegten sich auf hunderten von kleinen Kelchblumen, um daraus den Morgentau zu nippen. Die Maikäfer hatten ihre brummige Frühlingspredigt vollendet und waren bereits schlafen gegangen, und statt der Erdbeerblüten zeigten sich kleine, grüne Beerchen. Nun wurde es der Sonne doppelt ernst mit ihren Strahlen, und glühend senkten sich dieselben hernieder. Die Beeren schwollen auf, sie röteten sich, sie durchdufteten würzig den Wald, daß Marie gerne das Vaterhaus verließ, um den Tag über bei ihnen, bei all den unzähligen, unschuldigen Tieren zu bleiben. Stundenlang lag sie nun im hohen Grase oder auf weichem Moose, und ohne erst Blumen pflücken zu müssen, war damit ihr Haupt umkränzt. Dazu sangen die Vögel, tanzten die Eichhörnchen, huschten die Rehe und Hasen vorbei, und hie und da traf ihr erwachendes Auge, das die Liedlein in Schlummer gewiegt hatten, den Vater, der auf seinen Streifzügen durch den Wald das Töchterlein fand und lächelnd vor ihr stehen blieb, oder mit einem abgeknickten Haselzweige über das schlummernde Gesicht fuhr.

Als die Erdbeeren purpurrot glänzten, fand sich im Walde gar oft Gesellschaft ein: kleine Mädchen und Knaben in zerlumpten Kleidern, welche Erdbeeren pflückten, um sie in der nächsten Stadt zu verkaufen. Anfangs lächelte Marie, als diese ihr sagten, daß sie für den

Erlös dann Brot bekämen. — Brot für Erdbeeren! — wie sonderbar ihr das vorkam! Denn Marie kannte den Jammer der Armut, sie kannte den Hunger nicht; sie hatte noch nie den Schrei nach Brot gehört oder ausgestoßen. Als ihr ein anderes, aber besser gekleidetes Mädchen einmal zeigte, wie viel Geld sie in einer einzigen Woche dafür gelöst hatte und ihr all die Herrlichkeiten schilderte, die sie nun kaufen werde: — da erwachte in ihr das Verlangen, es auch so zu machen. „Ich werde für meine Mutter etwas recht schönes einkaufen; ich will ihr davon gar nichts sagen, und wie wird sie staunen, und wie wird sie sich freuen!“ sagte das gute Kind unzählige male an diesem Tage zu sich selbst im Stillen. Sie hatte darüber einen so großen Jubel, daß es sie eiligen Schrittes nach Hause trieb. Und als sie daselbst ankam, bat sie und schmeichelte der Mutter so lange, bis dieselbe des andern Tages ihr ein Töpfchen mitgab, welches sie nach einigen Stunden vollgefüllt zurückbrachte. Und welch große, prächtige Erdbeeren hatte sie gepflückt! nicht eine einzige kleine war dabei.

Als die Mutter davon essen wollte, deckte sie die Hände darüber, wie ein kleiner Geizhals, und bat und bat, sie des andern Tages mit ihrer neuen Gespielin in die Stadt zu lassen, um sie zu verkaufen; sie habe versprochen, ihr das größte Haus zu zeigen, wo man das schönste Geld dafür bekomme.

Anfangs wollte die besorgte Mutter nichts von dem Plane wissen. Aber Marie stieg auf die Kniee des Vaters, zupfte an seinem langen Schnurrbarte, streichelte ihm die rauhe Wange, bis er lächelte und zur Mutter sagte: „Laß sie immerhin gehen, es wird ihr nichts widerfahren. Zudem kann niemand frühe genug anfangen, sich Geld zu erwerben. Es ist eine Art Arbeit für die Kleine. Marie soll nur lernen, die Arbeit lieb zu gewinnen. Sie muß ja doch, wenn sie einmal groß ist, sich auch selbst in der Welt fortbringen. Laß sie also immer gehen, liebes Weib.“

Marie hüpfte wie eine junge Wachtel in der Stube herum, und träumte die ganze Nacht nichts anderes, als von dem Gange in die Stadt und von den schönen Sachen, welche sie für die liebe Mutter kaufen werde.

III.

In der Stadt.

Ein gutes Vorhaben macht nicht nur andern, für die es bestimmt ist, sondern auch dem eigenen Herzen Freude. Jubelnd schritt Marie mit ihrer Begleiterin den grünen Feldweg entlang. Die Lerche schwang sich in die Luft und trillerte ihr reizendes Lied, die

Mädchen sangen dazu und lachten und scherzten, daß die Vorübergehenden auch stets mit lächelten.

Endlich lag die Stadt vor ihnen und sie schritten mit ernsterer Miene durch das Thor. Katharine, das größere, erfahrene Mädchen, gab zuerst in einem ihr bekannten Hause die bestellten Erdbeeren ab, zeigte Marie, um ihr Mut zu machen, das erhaltene Geldstück und führte dieselbe dann die Straße entlang, durch enge Gassen und Winkel, bis sie endlich auf einem großen Platze und vor einem prächtigen Hause halt machten.

Marie hatte noch nie ein so schönes Haus gesehen, und als Katharine sie zu der breiten, steinernen Treppe führte, sie allein hinaufgehen und anläuten hieß, — da pochte ihr Herz ängstlich; sie hielt sich fast weinend an der Schürze ihrer Begleiterin und bat dieselbe in flehendem Tone, um Gottes willen bei ihr zu bleiben.

Die beiden Mädchen gingen nun miteinander hinauf. Die Glocke erklang; ein goldbetreßter Bedienter öffnete und fragte nach ihrem Begehr; aber Marie fand kein Wort; sie hielt den fremden Mann für einen gar vornehmen Herrn; staunend und zitternd blickte sie auf ihn, und schon wollte derselbe sie mit rauhen Worten fortweisen, als eine Thüre sich öffnete und eine Frau hervortrat. Mariens nette Kleidung, die langen, blonden Haare, welche in glatten Flechten über die Schultern hingen, das runde Köpfchen, das sich schüchtern in dem

Kleide ihrer Gefährtin verbarg, während ihre Hände deren Schürze hielten: — das alles fesselte die Aufmerksamkeit der vornehmen Dame. Sie näherte sich dem Kinde, hob sanft das Köpfchen in die Höhe und frug mit hellklingender Stimme, die Marie in die Seele klang: „Meine liebe Kleine, was willst Du?“ — „Meine liebe Kleine!“ — so hatte ja auch die Mutter schon oft gesagt. Bei diesem Gefühle entschwand rasch die Furcht, und Marie öffnete das Körbchen, reichte die Erdbeeren hin, lächelte, blickte ganz kindlich vertrauend in die freundlichen Augen der Dame, aber sprach kein einziges Wort. Diese mochte die stumme, einfache Sprache verstehen, denn sie nahm das Töpfchen aus des Mädchens Hand, kostete eine Beere, lächelte auch und frug:

„Wie heißest Du, liebes Kind?“

„Ich heiße Marie.“

„Also, Marie,“ sprach diese weiter, „ich soll wohl die Erdbeeren kaufen, und Du hast sie selbst gepflückt?“

Marie nickte mit dem Kopfe, schaute aber unverwandt auf die hohe, schlanke Gestalt vor ihr. Sie kam ihr in dem weißen, wallenden Morgengewande wie ein Engel vor, und fast hätte sie andächtig die Hände gefaltet; aber die Frau ergriff deren Hand und führte sie mit sich fort, während Katharine außen stehen blieb, um auf ihre Ankunft zu harren.

Welche Wunder thaten sich nun für das Kind des Waldes hier auf! Sie gingen durch eine Reihe von Zimmern, eines prachtvoller, als das andere; endlich blieben sie stehen. Die Frau schritt zum Tische, wo Kuchen und Früchte lagen, um davon Mariechen etwas zu geben.

Inzwischen stand dieselbe da, ganz versunken in den Anblick all der Herrlichkeiten rings herum. Wo sie hinblickte, schaute ihr das eigene, lebensgroße Bild in stummer Verwunderung entgegen, denn die Spiegel in goldenen Rahmen reichten bis zum Boden herab. Seidene, schwere Vorhänge wallten von den hohen Fenstern hernieder; gemalte Bilder schmückten die Wand; Blumen, viel größer und schöner als im Walde, durchdufteten das Zimmer und bildeten in einem großen Tische ein völliges Gärtchen; mitten darin sprang das Wasser eines Springbrunnens in die Höhe und fiel plätschernd hernieder; in dem kleinen Wasserbecken aber schwammen drei allerliebste Goldfischlein. Daneben saß auf einer Stange ein bunt befiederter Vogel, so groß, wie sie zuvor keinen gesehen hatte, und der schrie wie ein Mensch mit zornig kreischender Stimme: „Gib dem Paperl Zucker!“ — Bücher, Glöckchen, kleine Figuren, alles mögliche, was Marie gar nicht kannte, lag auf Schränken und Tischen; die Stühle schimmerten in roter Farbe, und der Boden, nein, der war nicht von Holz, der hatte gar ein Kleid an, — viel schöner, als das der Mutter an Festtagen, und was sie

am meisten wunderte und worüber sie beinahe erschrack, — plötzlich fing die Uhr an wundervoll zu singen und zu klingen, so schön, o noch viel schöner, als die Vögel im Walde.

Marie hielt den Atem an, sie rührte sich nicht vom Platze, sie faltete die Hände und dachte: „Ja, bin ich denn im Himmel? — o Gott! o Gott! wie schön ist das alles!“

Lächelnd stand die Frau vor dem Kinde; sie sah wohl, der Eindruck dieser neuen, fremden Welt war zu stark, jetzt konnte sie die Kleine nicht zum Reden bringen, und sie hätte doch so gerne in ihr Herz geschaut, für sie auch eine fremde Welt, denn sie hatte keine Kinder und war Wittwe. Sie mußte also die nähere Bekanntschaft auf ein anderes mal verschieben. Darum drückte sie ihr nur zwei nagelneue Geldstücke in die eine, legte zwei große Stücke Kuchen in die andere Hand und sprach in ihrem sanftesten Tone: „Nicht wahr, liebe Kleine, Du kommst recht bald wieder zu mir und bringst mir Erdbeeren? dafür will ich Dir dann alle diese schönen Sachen zeigen, und dann wollen wir plaudern, und Du mußt mir von Deinen Eltern erzählen. Willst Du kommen?“

Marie fand keine Worte, sie nickte nur. Nun führte die Dame das Kind wieder hinaus zu ihrer Begleiterin. Die Hausthüre öffnete sich; Marie ergriff Katharinens Schürze, zog mit ihr fort, aber ihr Haupt war immer

noch zurückgewendet, bis das Haus in der Ferne ihren Blicken entschwand.

Nun erst atmete die Kleine tief auf. So stumm war sie noch nie gewesen und selbst Katharine konnte ihr nichts, als einige Ausrufungen, entlocken. Sie vergaß gänzlich ihren Vorsatz, der Mutter etwas zu kaufen; es drängte sie nur heimwärts!

Nicht weit von dem Vaterhaus trennten sich die Wege der beiden Mädchen, und da stand auch schon Mariens Mutter, die ihr eine Strecke entgegen gegangen war. Mit dem Rufe: „O Mutter, wie schön ist es in der Stadt!“ flog das Kind derselben entgegen; und als sie bald darauf beisammen im Stübchen saßen, entfloß in wirrem Durcheinander ihren Lippen das kleine Erlebnis.

IV.

Der Traum.

In dieser Nacht hatte Marie einen Traum. Sie träumte von dem großen Hause, der schönen Frau in ihrem weißen Gewande, den herrlichen Blumen, all den wundervollen Sachen, sie erblickte sich selbst inmitten dieser Herrlichkeiten — aber nicht in ihrem einfachen Kleide, nein,

— sie hüpfte durch das schöne Haus, in eben so blendend weißem Gewande, und alles um sie her war ihr Eigentum.

Marie erwachte, rieb sich die Augen, starrte umher, erkannte die einfachen Stühle, die kahlen Wände, und war verdrießlich.

Hierauf verließ sie ihr Lager, ging zu Vater und Mutter, küßte ihnen die Hände; aber sie lachte und sang nicht, wie ehedem, wenn sie aus dem Bette stieg. — Ach! der böse Traum ist daran schuld; er spukt noch in ihrem Sinn; sie kann sich nicht von ihm trennen; lieber möchte sie sich gleich wieder schlafen legen und weiter träumen.

Die Sonne schien hell und klar und schickte ihren Gruß durch's Fensterlein, als wollte sie sagen: „Marie, komm heraus zu mir, komm zum Walde; der kann dir helfen!“

Sie folgte dem Winke, aber der Wald half nicht! er hatte für Marie seinen Zauber verloren. Sah sie ein Vögelein von Ast zu Ast hüpfen, so dachte der bethörte Sinn: „Der große, buntgefiederte Vogel auf der goldenen Stange ist doch viel schöner,“ und der kleine gefiel ihr nicht mehr. Hörte sie ihn singen, so tönten die gesprochenen Worte des Papagei in ihr Ohr und sie meinte, der müsse aus dem Paradiese stammen, dieser dagegen sei nur aus dem alten Walde. Nickten ihr die Wiesenblumen zu und beugten sie sich von leisen Lüftchen bewegt unter ihren Füßen — so strahlten vor ihr jene

großen, stolzen, königlichen Blumen. Schaute sie im klaren Bache ihr Bild, so blinkten vor ihren Geistesaugen die herrlichen Spiegel in goldenen Rahmen, und sie verachtete fast die blauen Vergißmeinnichtlein, welche den Bach bescheiden umkränzten. Gewahrte sie die lustigen Fische darin, die ihr immer so große Freude gemacht hatten, so dachte sie: „Was seid ihr gegen die Goldfischlein von gestern!"

Sie kehrte nach Hause zurück; aber in dem ehemals so trauten Stüblein des Vaterhauses wollte es ihr noch weniger gefallen. Wie armselig kam ihr daselbst alles vor! Ja, selbst die Mutter im reinen, einfachen Werktagskleide — aber nein! nein! nein! sie schaute in das liebe, gute, getreue Auge derselben, und das Bild der prächtigen Frau verschwand. Marie warf sich in der Mutter ausgebreitete Arme, sie schlang die Hände um deren Hals und brach in einen heißen Thränenstrom aus.

V.

Trauer im Hause.

Seit einigen Tagen ist der Mutter frisches, rosiges Antlitz erbleicht, und über die sonst so freundliche Miene ist ein Schleier der Wehmut gezogen.

Marie bemerkte es nicht; immer noch ging sie träumerisch und stille einher, war bald hier, bald dort, und verlangte in die Stadt zu gehen; aber die Mutter sagte mit ungewöhnlicher Bestimmtheit: „Nein, Marie, nein! Ich wollte Du wärest nie dort gewesen.“ Da schmollte die Kleine, wie es leider auch die besten Mädchen machen, und ging hinaus. Dort legte sie sich weinend unter einen Baum, das Gesicht im Grase versteckt, die Augen geschlossen, damit der schöne Traum wiederkehre. Aber er kam nicht. Nun ist sie doppelt ärgerlich und schmält über die Mutter, welche ihr die kleine, unschuldige Freude nicht gönne.

So verändert in ihrer frohen Kindlichkeit lebte Marie mehrere Tage dahin. Sie beachtete nicht der Mutter bleiche Wange, nicht des Vaters Sorge und daß er den ganzen Tag zu Hause weilt. Wie aber die Mutter eines Morgens das Bett nicht verläßt, der Vater mit einem fremden Manne kommt, der ihr den Puls fühlt, etwas verschreibt und ein bedenkliches Gesicht macht; wie der Geistliche kommt und ihr Gebete vorliest; wie die Mutter endlich sonderbare, wirre Reden führt; wie sie Mariechen nicht mehr erkennt und wie diese nun plötzlich in namenloser Angst zitterte, betete, weinte und schrie: — da war es zu spät, zu spät für das arme Kind, denn da ist auch schon der Todesengel zum Lager geschwebt und hat den schönen, lieben Geist auf seinen

Flügeln hinübergetragen in die Hände des Himmelvaters, von wo er stammte. — Nur die entseelte Hülle lag noch auf dem Bette; der Vater faltete die starren, eiskalten Hände, drückte ihr die halb offenen Augen zu; zum ersten mal in ihrem Leben sah Marie aus seinen Augen Thränen perlen und auf das verbleichte Antlitz herabtröpfeln.

Dann hüllte man die Mutter in ein schneeweißes Gewand, — ein Schrei der Verzweiflung drang aus des Kindes Munde und nun kamen schwarze Männer mit dem Sarge und legten die Mutter hinein. Der Vater nahm die Hand seiner Tochter und führte sie dahin, um Abschied zu nehmen für's Leben. Da brach dem starken Manne fast das Herz; er sank, wie ein gefällter Baum darnieder, man führte ihn hinweg, und Marie war mit der Mutter allein.

Allein mit der Mutter! und sie ist kalt, starr und stumm! Wie oft war sie allein mit ihr gewesen; aber die Lippen waren damals so beredt, die Augen so freundlich, die Hände so bereit, ihr die Haare zu streicheln! Marie zerfloß fast in Thränen; es klopfte ihr das Herz; es sagte ihr mit bitterem Vorwurfe, daß sie in den letzten Tagen sich nicht nach der Mutter gesehnt, daß sie das Alleinsein mit ihr vermieden, daß sie gegen die beste Mutter gemurrt habe.

Da warf sie sich nieder vor der Leiche und rief

unter Schluchzen: „O Mütterlein, erwache! Nur einmal noch thu' Deine Augen auf und schau' mich an! Zanke mich, strafe mich! ich habe es verdient. O Mutter, o Mutter, erwache!"

Aber sie erwachte nicht. Ein brennendes Weh zuckte durch ihr Herz, ihre Besinnung schwand, sie sank zur Erde, man trug sie hinans und legte sie in's Bett, und auch die Mutter trug man hinaus und legte sie in's tiefe, kalte Kirchhofsbett, warf die harte Scholle darauf, pflanzte das schwarze Kreuz hinein und dann war alles, alles vorbei.

Und nun kamen Stunden, Tage, Wochen voll Öde und Trauer. Der Vater zog wieder zum Walde; aber er pfiff und sang nicht wie ehedem, wenn er auszog und heimkehrte. Eine fremde Magd schaltete im Hause, mürrisch, träge, zankend und kümmerte sich wenig um Marie. Alles war ganz anders geworden. Nur der Sonnenschein leuchtete noch durch die Scheiben, und die Blumen blühten und dufteten der Kleinen entgegen, wenn sie zum Walde ging. Aber wie holdselig die Sonne auch lächelte, — Marie lächelte ihr nicht entgegen; und wie lieblich die Blumen auch blühten, sie sah nichts, als abends und morgens den Tau, der darauf lag, und hielt ihn für Thränen.

„Ihr weint auch um meine Mutter," sagte sie, „darum habe ich euch so lieb." Dann pflückte sie einen

Strauß davon und trug ihn jeden Tag hin zum fernen Kirchhof, wo die Mutter schlief; ihr war, als habe sie gar kein Vaterhaus mehr.

So saß sie stundenlang, und oft mußte der Vater sie holen und auf dem Arme heimtragen, so müde war sie vom Weinen.

Wie der Jäger einmal mit dieser Bürde beladen die Straße dahinschritt, fuhr ein prächtiger Wagen vorüber; eine schöne, junge Frau saß darin; sie sah den Mann und das Kind, — es war ein so malerischer Anblick, — und wie sie näher hinschaute, erkannte sie Mariechen. Sie ließ den Wagen halten, stieg aus, rief das Mädchen beim Namen, hob das kleine Haupt empor, und eine gegenseitige Erkennungsscene erfolgte. Bald war die einfache, traurige Geschichte erzählt; die Dame weinte auch — dann schieden sie.

Des andern Tags fuhr die Kutsche durch den Wald und hielt vor dem Försterhause. Die Dame stieg aus, und als sie in der trauten Stube stand, sagte sie zum Jäger:

„Gebt mir die Kleine! Ich will sie erziehen und lieben wie ein eigenes Kind; ich habe ja keines! Was soll sie hier thun, allein, bei einer Fremden? Gebt mir die Kleine; ich will ihre Mutter sein."

Der Jäger schaute betroffen zur Erde; das starke Herz des Mannes bebte bei dem Gedanken einer Trennung



Das Vaterhaus.
(Jſ. Braun's geſ. Erzählungen. VI.)



Aber die Vatersorge überwand den eigenliebigen Schmerz und er sagte: „Sei es so! nehmt sie hin!“

Und noch am selben Tage nahm Marie Abschied vom Vater und der Heimat. Bald saß sie im Wagen, dahin rollten die Räder, und ehe ihre Augen sich trockneten, war das Vaterhaus und der Wald entschwunden; die Stadt lag vor ihr und ein neuer Abschnitt in ihrem jungen Leben begann.

„Ade, Mariechen!“ grüßte stille die Sonne, wie der Wagen durch die engen Straßen und durch das Thor fuhr, und der goldbetreßte Bediente erstaunt die Kleine heraushob; „Ade! du Kind des Waldes,“ grüßte die Sonne mit ihrem letzten Abendstrahl, dann sank sie hinab in ihr Glutenbett, — und Marie trat schüchtern ein in ihre neue Lebenswelt.

VI.

Frau von Reizenau.

Mariechens Traum und ihr einst so lebhafter Wunsch war also in Erfüllung gegangen. Sie wohnte in dem prächtigen Hause, sah täglich, ja stündlich alle die Herrlichkeiten, und hatte nun selbst ein so schönes, weißes Kleid an. Ihr altes Gewand, das sie mitgebracht hatte, wie alles, was sie damals auf dem Leibe trug, lag in einem

Bündel zusammengepackt im Schranke. Ihre Mutter war durch eine andere, viel schönere, ersetzt worden, und diese trug prächtige Kleider und war vornehm und reich.

Frau von Reizenau, so hieß die Dame, stand in ihrem dreißigsten Lebensjahre. Der liebe Gott hatte sie mit einem lieblichen Aussehen und mit einem guten, freundlichen Gemüte beschenkt. Sie konnte keine Traurigkeit sehen, ohne das rege Verlangen zu empfinden, zu helfen und zu trösten, und da sie ein großes Vermögen besaß, war sie in den Stand gesetzt, dieses Verlangen oft zu befriedigen. Wie sie sonst noch war, welche Eigenschaften sie außerdem hatte, wird uns der Verlauf dieser einfachen, wahrhaften Geschichte am besten lehren.

Als Marie in das Haus eingetreten war, nahm die gnädige Frau sie bei der Hand und führte sie, ohne die erstaunten Gesichter ihrer zahlreichen Dienerschaft zu beachten, in ihr eigenes Zimmer. Dort warf sie sich auf einen Stuhl, zog Marie auf ihren Schooß, drückte sie an ihr Herz, und brach in den Ruf aus:

„Willkommen! zu tausendmalen willkommen, mein liebes Kind! Hab' mich lieb, denn ich will Deine Mutter sein. Schlinge Deine Arme um meinen Hals und fürchte Dich nicht. Willst Du mich lieb haben? —

Marie lächelte und nickte ein „Ja".

Mit einem von Freude geröteten Antlitze stellte Frau von Reizenau die Kleine auf den weichen Teppich. Ihr

Herz war bisher so leer gewesen. Trotz all ihres Reichtumes, all' der Vergnügungen, in denen sie lebte, trotz der Stickereien und des Farbenkastens auf ihrem Tische, trotz des herrlichen Flügels in ihrem Zimmer, hatte sie oft geseufzt und sich in Langeweile fast verzehrt. Kaum hatte sie es versucht, dem Instrumente Accorde zu entlocken, so stand sie wieder unmutig auf und wechselte die Beschäftigung mit einer neuen; keine aber gewährte ihr ein dauerhaftes Vergnügen. Dann lehnte sie sich in ihren Armstuhl und versenkte sich in mißmutige Träumereien. Nun klingelte sie dem Bedienten und ließ den Wagen anspannen. Wohin sie aber fuhr, sie war eben allein, und es fehlte ihr der rechte Freudenbringer, ein fröhliches Herz. Sie nahm ihr Augenglas und besah die Gegend; aber so sehr dasselbe die Gegenstände rings herum erhellte, das innere Auge, mit dem man die Natur besehen muß, war trübe. Sie fuhr nach Hause, kleidete sich prächtig, stellte sich vor den Spiegel, doch sie war keine eitle Thörin, und bald wendete sie sich verdrossen weg, denn aus demselben schaute ihr nur ein müdes Gesicht entgegen. Nun ging sie in Gesellschaft oder empfing diese in ihrem eigenen Hause. Die Kronleuchter verbreiteten Glanz und Schimmer und die Spiegel warfen ihn vervielfältigt zurück; seidene Gewänder rauschten, Gold und Edelsteine flimmerten, Musik ertönte, alles lächelte, alles plauderte und das Vergnügen und der Tanz

färbte die Wangen rot, — doch ihr Herz blieb leer und unbefriedigt, sie fühlte sich arm, umgeben von ihrem Reichtume. Und wie sie sich wieder allein fand, sank sie ermattet auf die seidenen Polster und seufzte: „Hätte ich nur einen Menschen, der mir gehört! O hätte Gott mir ein Kind geschenkt, wie wollte ich es lieben; wie wollte ich die junge Seele bilden; wie wollte ich an der jugendlichen Fröhlichkeit mich erquicken und selbst wieder zum Kinde werden!"

Jeder Blick auf die umherliegenden Kostbarkeiten mahnte sie an ihre Einsamkeit und sie rief aus:

„Ihr Edelsteine, wie armselig kommt ihr mir vor, so rein geschliffen ihr seid, gegen das Menschenherz! kann ich euch meine Schmerzen klagen? könnt ihr mich verstehen? könnt ihr mich tröften?"

Und die arme einsame Frau versank in ein stummes Nachdenken, bis die herabgebrannten Kerzen sie mahnten, wie lange sie diesen unnützen Träumereien nachgehangen habe.

Einmal hatte sie eine Gesellschafterin in ihr Haus aufgenommen, aber wie lästig wurde ihr dieselbe! Sie fand bald, daß die tiefste Einsamkeit mehr beglücke, oder doch wenigstens nicht so quälend sei, als der beständige Umgang mit jemanden, mit dem man nicht übereinstimmt. Und an jenem Tage, an welchem diese ihr Haus wieder verließ, fühlte die arme Frau sich glücklich, erleichtert, bis

endlich die alte Traurigkeit wieder einzog in die reich verzierten Räume.

So waren bisher die Tage für Frau von Reizenau verflossen. Was brauche ich nun zu schildern, wie hoffnungsreich sie die kleine Marie in ihr Haus einführte! In diesem Augenblick fühlte sie sich glücklich, und als Marie in dem für sie bestimmten Zimmerchen, zunächst ihrem eigenen Schlafgemach, im Bette lag, blieb sie in jener Nacht lange vor demselben sitzen und weidete sich an dem schlummernden Kinde, auf dessen Antlitz die neuen Erlebnisse eine liebliche Heiterkeit ausgegossen hatten. Dann stand sie auf, legte sich zur Ruhe und träumte von dem Glücke, ein eigenes, liebes Kind zu haben.

Und alles ging gut. — Gleich des andern Tages wurde, wie ich schon früher bemerkt habe, Marie nach außen hin umgestaltet und aus dem Kinde des Waldes ein Stadtkind gemacht. Das gelang nun, trotz der schönen Kleider, nicht gänzlich. Wie man auf den ersten Blick bemerken konnte, daß die Kleine in dem schönen Hause nicht geboren sei, so gewahrte man auch sogleich, daß sie früher andere Gewänder getragen haben müsse. Sie sah fast wie verkleidet aus; keine Bewegung paßte dazu, und was früher in engster Harmonie stand, zeigte jetzt einen fast komischen Contrast. Als Dorfkind sprach Marie recht gut, ja, die ländliche Aussprache klang gar gemütlich

und fast reizend; aber dem kleinen Fräulein wollte dieselbe Sprache nicht recht anstehen, und sie klang fast gemein. Ebenso ging es mit ihrem Benehmen. Es zeugte von einem sittigen, bescheidenen Wesen und von einer tief-innersten Herzensbildung; die Kleine hätte als Bild für einen Maler getaugt, wie sie mit ihren dicken, nägel-beschlagenen Schuhen, dem langen Rocke und dem blauen Schürzchen, das bunte Tüchlein um den Leib gebunden und rückwärts in einen Knoten geschlungen, im Walde stand und eine Blume oder einen Schmetterling betrach-tete. Aber in den netten, knappen Zeugstiefelchen, kurzen, weiten Höschen und noch kürzerem Kleide nahm sich die Stellung keineswegs graziös aus. Jedoch, was schadete dies? Marie wird sich schon darein finden, und Frau von Reizenau hatte deswegen nur noch größere Freude an ihr. Die kleinen Verstöße im Benehmen und das Linkische darin kamen ihr so naiv, so originell vor; noch nie hatte sie in ihrem ganzen Leben so herzlich gelacht, als jetzt in wenigen Stunden. Sie war dadurch den ganzen Tag in Anspruch genommen und fand gar nicht mehr Zeit zur Langeweile.

Marie mußte an ihrem Tische essen; es gewährte wirklich einen komischen Anblick, wenn die Kleine die Augen hocherstaunt aufriß und die unbekannten Gerichte anstarrte, ja, gar nicht wußte, wie sie dieselbe zu Munde bringen konnte. Da gab es Gerätschaften, die für sie

ganz rätselhaft waren, und deren sie sich auf die sonderbarste Weise bediente.

Dabei fand nun Frau von Reizenau genug Gelegenheit, zu belehren, sie hatte kaum Zeit, selbst zu essen. Aber das gefiel ihr ausnehmend, und sie fühlte ihr Herz bei ihrer neuen Mutterpflicht ganz stolz schlagen.

Nun wurden auch sogleich Lehrer bestellt; denn Marie, welche bereits sieben Jahre zählte, war völlig unwissend in den Elementar-Gegenständen, obgleich sie in andern Wissenschaften manchen Bücher-Gelehrten zu Schanden gemacht haben würde. Sie kannte z. B. jedes Blümchen im Walde und Felde, jede Baumart, jedes Gräschen, jeden Pilz; die kleinen Waldessänger und die Käfer, Raupen und Schmetterlinge waren ihr so bekannt, wie andern Kindern die Geschwister. Dafür besaß sie ein reges Interesse, wenn der Vater sie in seiner praktischen Weise unterrichtete, — denn es war ihre Lebenswelt.

Nun aber sollte das anders werden, denn Frau von Reizenau hatte ernste Pläne und Absichten mit ihr. Ein französischer Lehrer kam täglich in's Haus, um ihr diese Sprache, gleichsam im Spiele, zu lehren. Doch mit diesem verdarb sie es gleich anfangs. Beim ersten französischen Worte, das er sprach, riß sie den Mund auf, sah ihn verwundert an, und als er fortfuhr, lachte und lachte sie, und konnte gar nicht aus dem Lachen herauskommen. Sie hielt es für Scherz, und je finsterer des Mannes

Gesicht wurde, um so ergötzlicher fand sie es. Der Vater hatte auch bisweilen, wenn er recht heiter gewesen war, so komische Gesichter geschnitten, aber so garstige Augen konnte er doch nicht machen.

Nicht minder spaßhaft fiel die erste Tanzstunde aus. Marie glich einem wahren Klötzchen, war aber noch ungeschickter als dieses; denn wo man es hinstellt, bleibt es stehen; sie aber fiel um, wenn der Tanzlehrer ihr die Füße auswärts bog. Sie konnte im Walde springen wie ein Reh, huschte durch die Gezweige der Stauden wie eine Wachtel, stieß sich nicht an, und es war gerade, als wichen die alten, guten Bäume aus, wenn die Kleine nach einem Schmetterling haschte. Hier aber in dem Saale mit seinen unzähligen seltsamen Gegenständen ging es ihr lange nicht so gut. Jeden Augenblick stieß sie an, und — „klirr!" lag eine Kostbarkeit auf dem Boden.

Doch Frau von Reizenau hatte bei diesen ersten Lehrstunden so viel Spaß, daß sich ihr schönes Gesicht auch bei solchen Unglücksfällen nicht trübte.

So war also Marie in die neue Lebensweise eingeführt, und wir wollen hoffen, daß sie ein recht gelehriges Mädchen sein, und alles gut begreifen werde, wie Frau von Reizenau erwartete. Marie hatte den besten Willen; sie war recht gehorsam, freundlich, dankbar, und seitdem ihre Traurigkeit verschwunden war, auch

ein gar nettes Mädchen. Sie fühlte sich wirklich glücklich bei ihrer Wohlthäterin, und obgleich sie jeden Abend dem fernen Vater im Walde eine Kußhand zuwarf, und auf den Knieen in ihrem Bette für die tote Mutter betete, dachte sie im Ganzen doch wenig an das Vaterhaus.

VII.

Die ersten Wölkchen am Himmel.

So freundlichen Herzens gegen die mutterlose Waise, wie die Dame des Hauses, waren jedoch nicht alle Mitbewohner desselben. Nina, die Kammerzofe, Georg, der goldbetreßte Bediente, und die Köchin hatten sich gegen dieselbe verbündet und dem unschuldigen Kinde ewige Fehde geschworen.

Nina hatte ein einschmeichelndes Benehmen. Sie war bisher viel um ihre Gebieterin beschäftigt gewesen, kannte alle ihre Schwächen und Launen, wußte diese geschickt zu ihrem eigenen Vorteile zu benützen, wußte sie zu zerstreuen, wenn sie Langeweile hatte, wußte ihr Neuigkeiten in das Ohr zu raunen, und war in den Mitteln nicht wählerisch, wenn sie ihr nur Macht über ihre schwache Gebieterin oder ein Geschenk eintrugen.

Bald hatte sie Frau von Reizenau völlig für sich gewonnen, und diese that, ohne es zu wissen, meist nur,

was ihr die schlaue Nina in den Sinn legte, und so schwang Letztere den Herrscherstab im Hause, und zwar auf eine für sie höchst einträgliche Weise. Selten mag der Kasten und die Geldbörse einer Kammerzofe besser gefüllt gewesen sein, als es bei Nina der Fall war. Auf unbegreifliche, fast zauberhafte Art ging alles, was die gnädige Frau einige mal getragen hatte, in Nina's Besitz über. Bald gab sie vor, es stehe ihr nicht zu Gesicht; bald mußte es für eine so reiche Dame nicht nobel genug sein, etwas mehrere male zu tragen; — kurz, sie wußte es ihr auf die eine oder andere Weise zu entleiden und ging dann still frohlockend mit ihrer Beute von dannen, während sie statt des Dankes ihre schwache Gebieterin im Herzen verachtete und auslachte.

Georg und die Köchin merkten bald, „aus welcher Gegend der Wind blase", wie sie sich ausdrückten, und schlossen mit Nina einen höchst eigennützigen Freundschaftsbund; man versprach, „gegenseitig die Augen zuzudrücken" und sich treulich beizustehen. Nur ein Glied der Dienerschaft war nicht in dieses Complott verflochten: der alte Kutscher Lukas, welcher mit seinem Weibe die Pförtnerstube bewohnte. Das war ein ehrliches Paar aus „der grauen Vorzeit", wie das Kleeblatt im obern Stocke sie höhnisch nannte. Lukas hatte schon bei den Eltern der gnädigen Frau gedient, dieselben in Gesellschaft, auf Reisen und endlich zur stillen Familiengruft gefahren,

und fühlte für die junge Dame jene tiefe und rührende Anhänglichkeit, welche man hie und da bei solchen treuen im Dienste ergrauten Menschen trifft.

Die beiden alten Leute schüttelten oft den Kopf über das Treiben da oben: aber Lukas haßte nichts mehr, als Ohrenbläserei, und somit ging nie ein Wort der Anklage über seine Lippen, zudem fürchtete er sich auch sehr vor der ränkevollen Nina. Er ließ also die junge Welt, in der er sich nicht mehr auskenne, wie er sagte, thun nach jungem Brauch, während er dem alten treu blieb, seine Pferde striegelte und fütterte, Stall, Hof und Wagen in Ordnung hielt, den wohlverdienten Lohn dankbar und ehrerbietig hinnahm, und — weil dieser für den Haushalt und die Söhne und Töchter in der Fremde nicht immer reichen wollte, freundlich lächelte, wenn seine fleißige Alte für die Leute in der Stadt wusch und bügelte, und manches Stück Geld verdiente. — Lukas hatte sich eine Thräne aus dem ehrlichen Auge gewischt, als er den Abschied im Försterhause mit ansah und auf der Heimfahrt oft verstohlen auf die Kleine geblickt. Von jenem Augenblicke an war er der Freund des Kindes geworden, und sein altes Herz pochte freudig, wenn die Kleine ihm im Vorübergehen zulächelte, oder ihm ein Patschhändchen gab. Der Jäger kam auch nicht selten in die Thorstube, um von Marie zu hören, denn hinauf zu der gnädigen Frau getraute er sich nicht oft. Der derbe, schlichte Mann

fühlte sich dorten unbehaglich, und so mußte das Kutscherstübchen manches heimliche Stelldichein mit seinem Kinde vermitteln. Frau von Reizenau wünschte nämlich nicht, daß die beiden oft zusammen kämen, weil — wie sie vorgab — Marie sich sonst schwerer eingewöhne. Eigentlich war es ihr aber nur darum zu thun, das kindliche Herz ganz an sich zu fesseln.

Nach allem, was von dem dienenden Kleeblatt im obern Stock gesagt wurde, läßt sich nun leicht erklären, aus welchem Grunde sie der kleinen Marie ewige Fehde schwuren. Sie erblickten in ihr ein Hindernis, das bisherige Treiben ungestört fortsetzen zu können. Bald zeigte es sich auch, daß ihre Befürchtung wohlbegründet gewesen sei.

Seit dem Tage, als Marie in das Haus eingezogen war, zeigte Frau von Reizenau einen viel aufgeweckteren, fröhlicheren Sinn. Sie lehnte sich nicht mehr unthätig in ihren Armstuhl, sondern hatte da und dort nachzusehen, und folgte ihrer Pflegebefohlenen auf Schritt und Tritt. Das fiel den Verbündeten bald lästig und sie sahen sich in manchem, besonders in der heimlichen Kaffeestunde, gestört. Zugleich verriet Marie, obwohl völlig arglos, mancherlei, was sich in der Küche zutrug und nicht für die Ohren der Dame paßte. Hiezu kam noch, daß die Kleider und Wäsche der gnädigen Frau

nun bei Mariechens Ausstattung für diese verwendet wurden, und somit der habsüchtigen Nina entgingen.

Was aber die Hauptsache war: seit Frau von Reizenau Mariens kindliches Geplauder hörte, wollten ihr Nina's Erzählungen nicht mehr gefallen. Oft hieß sie dieselbe in lebhaftem, zürnendem Tone schweigen und sich vor dem Kinde schämen.

Damit hatte die wohlmeinende Dame Marie eine bittere Feindin erweckt. Als das Kleeblatt am Abende in der Gesindestube Beratung hielt, sprang Nina heftig auf und rief:

„Wir wollen doch sehen, ob der kleine Wald-Affe über uns Herr wird! Ich will nicht Nina heißen, wenn sie heute über's Jahr nicht wieder draußen in ihrem Walde sitzt und Holzäpfel speist!"

Und alle drei lachten, schüttelten sich die Hände und gingen mit gleichem Vorsatze auseinander.

VIII.

Nach Wochen.

Ja, wahrhaftig, die Zeit hat Flügel! Tage und Wochen sind entflohen, seit das arme Kind in das reiche Haus eingezogen war. Die Zeit hatte für dasselbe manches gebracht und manches genommen, wie sie es immer macht.

Genommen hatte sie den Reiz der Neuheit, die alle Ereignisse in das Festtagskleid hüllten, und hatte ihnen das Kleid der Alltäglichkeit angethan. Gebracht hatte sie dem Kinde manche Freude und manchen Nutzen, aber auch manches kleine Heimweh.

Und wie hatte diese Zeit auf die Wohlthäterin der Waise gewirkt?

Frau von Reizenau besaß ein gutes, großmütiges Herz, aber sie war nicht Mariechens Mutter. Sie nahm das Kind in ihr Haus, um dadurch selbst glücklicher zu werden und Liebe zu empfangen, um ein Herz zu gewinnen, welches ihr das öde, leere Dasein beleben sollte.

Doch sie ahnte nicht, welche stündliche Aufopferung die Erziehung einer jungen Seele koste. Sie pflegte ihre Blumen, begoß sie morgens und abends, und die Blumen blühten, dufteten und erfreuten sie nach Blumenweise.

Und so sollte auch Marie gedeihen; sie ließ es ja nicht an der Pflege fehlen, sorgte für das äußere Gedeihen und hielt Lehrer für das innere. Um wie viel mehr hoffte sie nun, im Vergleiche mit den Blumen, hier Freude zu ernten!

Die Zeit hatte auf ihren Schwingen auch für Frau von Reizenau die poetische Anschauung der Sache mitfortgenommen. Marie war ein gutes Kind, aber eben ein Kind mit seinen unzähligen kleinen Fehlern, mit dem ganzen kindlichen Unverstande.

Nachdem der Reiz der Neuheit für Frau von Reizenau entschwunden war, überließ sie Mariens Ausbildung guten Lehrern und überwachte täglich die Fortschritte. Wer kennt nicht die schleichende Weise, in welcher die Kenntnisse in den jungen, ungepflegten Geist ziehen? Das Kriechen der Schnecke ist eine Eilfahrt dagegen, denn sie kommt täglich, ja stündlich vom Platze, während es des Rückblicks auf Wochen bedarf, um die Fortschritte des erwachenden Geistes zu erkennen.

So ging es bei Mariechen in allem, was sie lernen sollte, und nach Wochen war sie fast dasselbe Kind der Natur, wie damals, als sie aus dem Walde in die Stadt einzog.

Dadurch war der Dame die tägliche Überwachung entleidet, und sie wollte sich in einem Monate überraschen lassen. Sie zog sich also wieder in ihr einsames Zimmer zurück, neckte den Papagei, las ein wenig, sang ein wenig, gähnte viel und warf sich, gelangweilt wie früher, in ihre weichen Lehnstühle.

Diese Zeit hatte Nina erlauert und breitete die unsichtbaren Netze aus, und die arme Frau ließ sich wie die Lerche, welche ein Wunder frei gemacht hatte, und sich wieder im tückischen Garne verstrickte, von der ränkevollen Nina fangen. Und nun träufelte Nina tropfenweise ihre Hinterlist auf die Stelle des Herzens, wo die Liebe und

das Wohlwollen für die mutterlose Waise schlug, und nach Wochen war das verabredete Werk begonnen.

IX.
Nach Monaten.

Frau von Reizenau saß in ihrem Ankleidezimmer; hinter ihr stand Nina und ordnete die Haare ihrer Gebieterin; Mariechen war soeben eingetreten und blickte schüchtern zu Boden.

„Aber, Marie, was muß ich hören“, — begann die Dame in strengem Tone, — „schon wieder warst Du in der Pförtnerstube bei Lukas! Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß ich dieses nicht leiden mag! Wirst Du Dir denn nie den Geschmack an gemeinen Leuten abgewöhnen?“

Marie stotterte: „Aber Mama“ —

Heftig fuhr Frau von Reizenau das Kind an: „Nenne mich nicht Mama, wenn Dir die Gesellschaft von Lukas so gefällt, und Du ihn gar so lieb hast!“

„Aber ich ging nur hinunter, weil der Vater bei ihm war“, bekannte nun das Mädchen.

Da sagte die Pflegemutter: „Dein Vater war unten? Und warum kam er nicht herauf zu Dir?“

Jetzt flehte das Kind: „O, verzeih’, Mama! Nina ist immer so unfreundlich mit ihm, und schilt mich stets, wenn er kömmt, und spottet über ihn und mich.“

Ärgerlich blickte die Dame auf das Kind und sagte: „Schon wieder Klagen über Nina! Kleine, Kleine! Daß ich dieses nicht noch einmal höre! Ich mag die bösen Herzen nicht leiden, die andere verleumden. Wenn Du Dich nicht besserst, werde ich Dich heimschicken zu Deinem Vater, dann braucht er Dich nicht mehr im Pförtnerhäuschen zu suchen."

Und im höchsten Grade erzürnt, stand die Dame auf, ließ sich von Nina Hut und Shawl geben, und ging, ohne einen Abschiedsgruß, hinaus.

Marie stand wie angewurzelt auf ihrem Platze; das kleine Herz pochte fast hörbar, — es war so traurig, so traurig! Sie wußte nicht, was sie Böses gethan habe, und warum Mama so zürne. Da blickte ihr Nina höhnisch in's Gesicht und flüsterte: „Nun wirst Du mich nicht mehr verklagen, Du kleiner Kukuk!" — und eilte aus dem Zimmer. Dabei aber stieß sie an ein Seitentischchen, und klirrend fiel eine kostbare Vase zu Boden, deren Trümmer im weiten Zimmer umherflogen. Nina jedoch warf lachend die Thüre zu und ließ Mariechen allein.

Das arme Kind schaute zitternd die zerbrochene Vase an, dann aber eilte sie, von schlimmer Ahnung gejagt — in ihr eigenes Zimmer. Dort angekommen sank sie vor ihrem Bette auf die Kniee und brach in einen leidenschaftsvollen Strom von Thränen aus. Alle die kleinen Leiden, welche sie wochenlang, Tag für Tag, Stunde für Stunde ertragen hatte, erwachten in ihrem Herzen. All

das Herzeleid hatte Nina über sie gebracht. Früher war Frau von Reizenau so gut gegen sie gewesen, hatte sie geliebkost, mit ihr gesprochen, sie mitgenommen in ihrem Wagen, hinaus in die liebe Frühlingslandschaft. Nun war das alles anders geworden, immer und immer trat Nina zwischen das Kind und seine Pflegemutter. Jede kleine Unachtsamkeit wurde zum Leichtsinn, jede Unbeholfenheit zur Rohheit, jedes Versehen zur Bosheit umgestempelt. Sie vernahm hinfort nur strenge, verweisende Worte von dem Munde, der früher so freundlich mit ihr gesprochen hatte, und wollte sie sich verteidigen, so galt es als Lüge oder Starrsinn. Nicht ein liebevoller Blick traf die arme Kleine. Wie natürlich, daß dieses liebebedürftige Wesen sich dahin wandte, wo sie Liebe fand, und der alte Lukas und sein Weib hatten stets Liebe für sie bereit. Wie rührend war es, wenn sie die zarten Arme um seinen Hals schlang, oder wenn ihre Händchen das rauhe Antlitz streichelten oder der rosige Kindermund: „lieber, lieber Lukas!“ — flüsterte. Seine Kniee waren stets bereit, die Kleine zu schaukeln, und wenn sie die Lippen zum Kusse spitzte, lächelte der Alte und dachte an jene Zeit, wo sein eigenes junges Völkchen es ebenso gemacht hatte.

Und gerade diese traulichen Besuche waren ihr so strenge verboten. Nina horchte auf jeden Tritt im Gange und bewachte die Kleine mit Argus-Augen.

Marie kniete also in ihrem Zimmer und weinte bitter-

lich. Sie dachte an die Mutter im Grabe und an den Vater im Waldhäuschen, an die Freuden und Spiele daselbst, und wie die Mutter sie nie unverdient gezankt oder gestraft, und wie sie ihr immer liebevoll vergeben hatte. Noch immer lag sie auf ihren Knieen, wohl eine lange, lange Stunde, als ein lauter Schall der Glocke sie aus ihren Erinnerungen weckte, und bald darauf Georg hereintrat und sie hinüber zur gnädigen Frau führte.

Diese stand mit hochgerötetem Antlitze im Zimmer vor den Trümmern der kostbaren Vase und rief, als Marie hereintrat: „Wer hat das gethan?"

Marie antwortete schnell mit zurückgehaltenem Atem: „Nina hat an den Tisch gestoßen und die Vase heruntergeworfen:"

„Nina!" rief Frau von Reizenau, — „wieder Nina! Böses, verstocktes Mädchen! gleich bitte Nina um Vergebung, daß Du wieder die Schuld auf sie wirfst."

Aber Marie rührte sich nicht von der Stelle. Das junge Gemüt in seinem Unschuldsgefühle war empört und sie wiederholte in bestimmtem Tone: „Nina hat es doch gethan und ich bin unschuldig!"

Nun war die Geduld der Dame erschöpft; hastig ergriff sie die Kleine, zog sie mit sich fort von Zimmer zu Zimmer in ein finsteres Winkelchen des Hauses.

Eine Woche nach dem eben erzählten Vorfalle war die gnädige Frau schon morgens fortgefahren und gedachte erst

am Abende zurückzukehren. Obwohl nun Marie volle Freiheit hatte, im Hause herum zu gehen, blieb sie doch lieber in ihrem Zimmerchen; sie fürchtete sich so sehr vor Nina.

Es war ein Sonntag und keine Unterrichtsstunde füllte ihre Zeit aus. Da wurde ihr der Tag gar lang und sie kramte in kindlicher Weise in ihrem Schranke unter Bändern und Fleckchen und all den Kleinigkeiten, welche das genügsame Kinderherz so innig ergötzen. Dabei fiel ihr Blick auf ein Bündelchen Kleider; es waren dieselben, die sie am Tage ihres Eintritts in dieses vornehme Haus angehabt hatte. Außer sich vor Freude jauchzte ihr Herz bei diesem Anblicke. Das Vaterhaus, die Eltern, der ganze Wald begrüßte sie aus diesem armseligen Bündelchen. Ein plötzlicher Gedanke zuckte durch das Köpflein, — schnell war sie aus dem Kleidchen geschlüpft — und bald stand sie da in dem alten Gewande — völlig verändert von Kopf bis zu Fuß; jubelnd stieg sie auf einen Stuhl und blickte mit seligem Wohlgefallen in den Spiegel, klatschte in die Hände und lächelte das Bild darinnen an. Und wieder ertönte, wie früher einmal, die Glocke — sie horchte — sie bebte — alles still! Endlich fuhr die Thüre auf, Georg trat herein und zog das widerstrebende Kind mit sich fort in's Zimmer der gnädigen Frau.

Frau von Reizenau war früher, als man sie erwartete, zurückgekommen. Sie mußte etwas Unange-

nehmes erlebt haben, denn im höchsten Grade verstimmt lehnte sie sich in die Polster und griff mechanisch nach dem prächtigen Album, das vor ihr auf dem Tische lag.

Aber in welchen Schrecken versetzte sie schon das erste Blatt, — eine herrlich gemalte Landschaft! Fettflecken hier, Fettflecken dort. Bald war die sämmtliche Dienerschaft zum Verhör versammelt. Alle drei standen sie da, so erstaunt, mit so unschuldiger Miene, wie Lämmchen, die auf der Wiese grasen und nichts von Fett und Gemälden wissen. Alle läugneten, das Album berührt zu haben. Der Verdacht fiel auf Marie; Georg wurde nach ihr geschickt, und seht, da steht sie nun, die Sünderin.

Wer aber malt das Erstaunen der gnädigen Frau bei Mariens Anblick! Die Untersuchung der Fettflecken, welche allerdings von der Küchenstube herrührten, war gänzlich vergessen; ein böser, undankbarer Sinn, ein hinterlistiges Vorhaben, zu entfliehen, war in der kindischen Umkleidung gesucht; vergebens beteuerte Marie, daß es nur ein Spiel gewesen sei; vergebens sank sie auf die Kniee, vergebens faltete sie die Händchen!

„Geh' aus meinen Augen, rohes, undankbares Mädchen! fort, fort von hier! fort, in Deine armselige, bettelhafte Hütte!“ — rief in heftigem Zorne Frau von Reizenau.

Und Marie stand auf, schlich sich hinaus, schlich die Treppe hinab, schlich durch den dunklen Thorbogen —

und da stand sie nun in der weiten Straße. Aber wie vom Winde gepeitscht eilte sie vorwärts auf den bekannten Weg, bis sie die Stadt im Rücken hatte, bis der Wiesenhang, der Wald, und endlich das Vaterhaus vor ihr lag, bis der erschrockene Vater vor ihr stand, bis sie in seinen Armen lag und schluchzend rief:

„Vater! Vater! laß mich bei dir bleiben! sie haben mich fortgejagt. Laß mich bei dir bleiben! Nur nimmer, nimmer dahin!"

Thränen erstickten ihre Stimme, Thränen flossen aus den Augen des Försters und mischten sich mit den ihrigen. Immer enger und enger umschlossen seine Arme das Mädchen, bis es von Schmerz ermüdet, an seiner Brust einschlummerte, und — in's Bettchen gelegt, träumte vom Glücke im Vaterhause.

X.

Im Vaterhause.

Ja, Marie war wieder im Vaterhause. Als sie erwachte, dünkten ihr die verlebten Monate ein böser Traum. Sie war im Vaterhause, und bald röteten sich wieder die bleichen Wangen, die Augen leuchteten wie früher und sie hüpfte durch das kleine Stübchen, wie eine glückliche Elfe. Auch der Vater war heiter und konnte das Auge nicht von ihr wenden.

Marie machte sich nun allerlei zu schaffen. Der frühe Schmerz und die traurige Erfahrung hatte das achtjährige Kind zum bedächtigen Mädchen gereift und sie ging der Magd gar wacker an die Hand. Am nächsten Sonntage jedoch schlich sie zur Wiese, flocht ein Kränzchen und trug es hinaus zum Grabe der Mutter. Da kniete sie nieder, legte das Haupt auf den Grabhügel, wie ehedem in den Schoß der Mutter, und bat nun zum erstenmale mit von Erfahrung geläutertem Herzen die Mutter um Verzeihung, daß es je eine Zeit gegeben, wo sie die Segnungen des Vaterhauses vergessen gehabt hatte.

Nach einigen Tagen kam Frau von Reizenau zum Försterhause gefahren. Ihr aufbrausender Zorn war längst verflogen, und sie mochte die Sache nun wohl in anderem Lichte betrachten. Sie wollte Marie zurücknehmen und eine bessere Mama werden.

Marie aber lächelte schüchtern, küßte der Dame kindlich die Hand, schmiegte sich jedoch enger und enger an den Vater.

Traurig kehrte Frau von Reizenau zum Wagen zurück. Marie begleitete sie bis dahin, legte ihre Händchen dankbar in die dargereichte Hand; dann aber strahlte ihr ganzes, hübsches Gesicht voll Liebe dem alten Lukas entgegen und blickte ihm nach, bis der Wagen entschwunden war.



Das wahrhaftige Abenteuer eines Lateinschülers.



Das wahrhaftige Abenteuer eines Lateinschülers.

Wer so glücklich ist, in unserer schönen Stadt München zu leben, der kennt die ehemalige churfürstliche Maxburg, wie sie noch vor etwa zwanzig Jahren gewesen, mit ihren altersgrauen, schlichten Mauern, ihren Thoren und Höfen, ihren vielen Dachgiebeln und Kaminen, welche wie kleine Türmchen aussahen. Die ganze Umgebung trug den Charakter des Mittelalterlichen, und wer auch nur einigen Sinn dafür hatte, vernahm daselbst in seiner Phantasie das Rasseln der Harnische, das Klirren und Klingen der Schwerter und Lanzen. Aber dieser romantische Sinn ist in unserer Zeit abhanden gekommen und hat sich zu einigen Sonderlingen und hie und da in die Köpfe der jungen Lateinschüler geflüchtet. Diese sind hiezu nun gerade die Rechten, denn sie ziehen tagtäglich an unserer alten Maxburg vorüber; ihr Weg führt in die besagten Höfe, durch welche

man nach einer leichten Biegung schnurgerade zur Lateinschule des Maxgymnasiums gelangt.

So interessant die Maxburg für die Historiker nun auch sein mag, wollen wir es unserm jungen Völklein doch nicht verargen, daß ein anderer Ort in der nächsten Nähe dieser Burg sie hauptsächlich anlockte, und da er zugleich der Ausgangspunkt dieser wahren Geschichte ist, will ich ihn näher bezeichnen.

An der Maxburg zog sich noch ein Teil der alten Stadtmauer mit dem Zwinger zwischen derselben und dem niedern Gemäuer hin. Das mit kleinen Fenstern versehene Giebelwerk beherrschte den tief liegenden Stadtgraben, durch welchen das klare, grüne Wasser dahinströmte. Über demselben lag da und dort ein Brett, welches auf diese Weise eine kunstlose Brücke bildete; an einem Pfahl, zunächst der bretternen Hütte befestigt, ruhte ein schmaler Kahn und jenseits des Wassers gegen den Dultplatz zu, erhob sich ein Hügel, mit vielen Laubbäumen malerisch bewachsen, bis endlich das Geländer, von hohen, schlanken Pappeln umkränzt, diesen Stadtgraben gegen die Straße abschloß.

Dies war nun ein Plätzchen, wie es romantischer kein zweites geben konnte, und wer ein Stücklein Rittergeschichte aufführen wollte, hatte hier gleich die prächtigste Scenerie dazu. Besonders im Frühlinge und Sommer war es dort lieblich und einsam; die Vögel sangen in

den Zweigen ihre Lieder, gerade in der nämlichen Art und Weise, wie vor Jahrhunderten, als Walther von der Vogelweide ihnen den Sang abgelauscht, und der kühle Baumschatten bot ein trauliches Versteck gegen die belebte Straße hin.

Unter der Schar jener erwähnten Lateinschüler befand sich nun einer, dem ein buntes Stücklein Rittertum mit allen erdenklichen Abenteuern, vermengt mit gehöriger Zauberkunst, im Kopf spukte. Es war ein absonderliches Bürschlein von dreizehn Jahren, voll Lebendigkeit, Talent, guten und schlechten Einfällen und mit dem allerbesten Herzen. Schon als kleiner Knabe machte er förmlich Jagd nach alten Büchern, und je toller und abenteuerlicher es darin zuging, desto besser gefiel es ihm. Zuerst begleitete seine Phantasie den guten Robinson in der Wildnis, dann aber verstand es Meister Franz Hofmann vortrefflich, die bunte Welt seiner Phantasie noch bunter zu färben und ihn unsäglich lüstern zu machen, der langweiligen Eintönigkeit des Lebens zu entrinnen, einige Streiche zu spielen und einige Abenteuer zu bestehen. Welch einen Contrast boten diese Bücher gegen dieses tägliche Einerlei von Aufstehen, Essen, in die Schule schlendern, wieder nach Hause und endlich zu Bette gehen. Nein, das schien ihm völlig unerträglich und er schämte sich fast dieses täglichen Schlendrians, wenn er jene Geschichten las. Seitdem er nun gar aus der deutschen Schule in

die Latein-Classe gewandert war, die Verba impersonalia und defectiva, so wie anomalia im Kopfe hatte, statt dem Rechnen die Algebra und Arithmetik, statt der Naturlehre die Physik und statt dem Rechtschreiben die Orthographie trieb: da wurden seine Gedanken noch kühner und abenteuerlicher. Ritter Don Quixote ward nun sein liebster Kamerad und er selbst bestieg den Pegasus, und begnügte sich nicht mehr in hoher Begeisterung den Schiller zu citiren, sondern verfaßte eigene Dichtungen, welche von Kampf und Zauberei handelten.

Anfänglich führte Ludwig diese Poesien vermittelst eines Schattenspieles seinen Geschwistern vor und erntete reichen Beifall. Aber sein kühner Herzensdrang wünschte sich hiefür ein weiteres Publikum. Er hatte so eben ein großartiges Zauberspiel, „Radro Rüder" benannt, verfaßt und die Verse desselben sumsten immer durch seinen Kopf. Als er nun eines schönen Sommertages zur Classe wanderte, die Marburg, die graue Stadtmauer und jener versteckte, schattige Ort vor seinen Blicken lag, da hatte er plötzlich die richtige Scenerie für sein Stück gefunden und des begeisterten Publikums unter der Schar seiner Kameraden war er auch sicher. Sein junges Herz klopfte in gewaltiger Aufregung, er sagte sich immer auf's neue seine Verse und den Spruch des Radro Rüder vor; er dachte gar nicht mehr an die heutige Scription in der Classe, und als sie gemacht werden mußte, verwandelte

sein Zauberer die lateinischen Worte in lauter Ungeheuer, als ob sie einen Drachenschweif hätten, wenigstens hatten die meisten eine unrichtige Endung. Als am andern Tage bei der Setzung der junge Dichter in die hinterste Region der Classenbänke wandern mußte, zog er gesenkten Hauptes am Stadtgraben vorüber und hatte von seinem erzürnten Vater demütigende Hindeutungen auf das Bügeleisen und die Schustersahle zu hören. So viel der edle Meister Hans Sachs auch bei ihm galt, wollte es ihm doch nicht behagen, ein Hans Sachs des neunzehnten Jahrhunderts zu werden. Nichts desto weniger verdroß ihn die altgebackene Federfuchserei; er stellte wieder seine Vergleiche zwischen Sonst und Jetzt an, wie schön es doch gewesen sein müsse, als Knappe dem edeln Ritter oder der Dame zum Waidwerk zu folgen, oder wie ganz anders es in der neuen Welt, in den Urwäldern, Prärien, bei den Indianerstämmen wäre, wie gut die Friedenspfeife schmecken müsse, und daß er lieber den Tomahawk schwingen, als die Feder führen möchte. Er schimpfte weidlich auf alles um sich her und schloß mit den Worten: „Ich wollt', daß ich wäre, wo der Pfeffer wächst!" Weil Ludwig aber im Grunde sehr brav und gut war, raisonnirte er nur innerlich und that, was jeder ordentliche, vernünftige Mensch thut: er suchte seinen Fehler wieder gut zu machen, sich von den höhern Regionen in die niedern herabzulassen und studierte recht tüchtig und fleißig darauf los.

So ging es einige Zeit vortrefflich; Ludwig errang wieder einen ganz guten Platz, der Vater machte eine zufriedene Miene und der jugendliche Frohsinn ließ bald den ganzen Verdruß und Vorfall in Vergessenheit geraten. Damit vereinte sich auch sein lieber Radro Rüder mit dem Stadtgraben zu einem Bilde. Er hatte seinen Kameraden bereits davon gesagt und sogleich wurde der Plan zur Ausführung auf's Lebhafteste ergriffen, die Rollen heimlich abgeschrieben und verteilt, gut auswendig gelernt und ein Tag zur Vorstellung anberaumt. Freilich war vor allem hiezu günstiges Wetter erforderlich und es regnete seit mehreren Tagen in Strömen. Am Freitag abends jedoch heiterte sich der Himmel auf, ein heller Sonnengruß schimmerte golden in den Bäumen und nun herrschte Jubel in der jungen Schar, denn gerade der Samstag war für die Aufführung ein geeigneter Tag.

Ludwig war ganz berauscht von Freude; er hatte mehrere Theaterzettel fein säuberlich geschrieben und die besten Kameraden als Publikum eingeladen. Immer auf's neue rezitirte er im Stillen seine Rolle; natürlich hatte er für sich die des Radro Rüder auserlesen, in dessen Reden ein hohes Pathos zu legen war.

Der Nachmittag brach an; die Eltern erlaubten ihm gerne zwei freie Stunden zu einem angeblichen Spaziergange; weil aber die Wege noch sehr naß waren, ermahnte ihn die vorsorgliche Mutter, Überschuhe anzu-

ziehen, da er bei der geringsten Vernetzung zum Schnupfen geneigt war.

Es schlug fünf Uhr, als sich die ganze Schar im Hofe der Marburg, unweit der Lateinschule, versammelte. Sie bogen nun um die Ecke in den andern Hof, welcher in den Zwinger führte. Von hier aus schwangen sie sich über die niedere Mauer zum Stadtgraben hinunter. Sie hätten allerdings den weit bequemeren Weg vom Dultplatze aus durch das Straßengeländer wählen können; aber erstens setzten sie sich dort den Blicken der Vorübergehenden aus, zweitens war es viel romantischer, über eine Mauer zu klettern.

Das Zauberdrama begann. Da mir jedoch das Verbot des geistigen Diebstahls nicht gestattet, es in Inhalt und Form hieher zu setzen, muß ich meine Leser auf eine anderseitige Veröffentlichung vertrösten und erwähne also nur, daß die Aufführung den gelungensten Verlauf nahm, ein lauter Beifall die Spielenden und den Dichter krönte und die Schluß-Scene heranrückte. Radro Rüder war durch seine Zauberkünste der Retter der bedrängten Unschuld geworden, hatte den bösen Ritter Hans von Kiesen entlarvt, und jetzt endete das ergreifende Drama mit den Schlußworten des Zauberers, nach welchen er zu verschwinden hatte. Ludwig stellte sich, um allen sichtbar zu sein, auf das schmale Brettchen, welches über dem Wasser lag, und sprach mit hohem Pathos:

„Ich bin der Zaubrer Radro Rüder,
Ich bin der stärkste meiner Brüder!
Die Berge weichen meiner Macht,
Zum Tage wird die finst're Nacht,
Und wenn gebeut mein Wille,
Erfolget Meeresstille.
Die Bäume, Blumen und die Reben
Sie müssen mir ein Opfer geben;
Den Dampf, der mächtig wirkt und schafft,
Erzeuge ich mit Zauberkraft.
Ich lasse Feuerflammen sprühen,
Und lasse alles um mich glühen!
Die Natter kommt gekrochen,
Wenn ich mein Wort gesprochen,
Schlingt sich um meine Glieder,
Selbst Tote erwachen wieder.
In meinem Dienste stehen
Die Adler auf Bergeshöhen,
Die Fische in Meerestiefen,
Die all von Wasser triefen.
Der Teufel aus der Hölle Pfuhl
Muß krümmen sich vor meinem Stuhl,
Und selbst für Schlangen und Geister
Bin ich ein Herr und Meister!
Ich bin der Zaubrer Radro Rüder!
Ich bin der stärkste meiner Brüder!
Dies hab ich euch bewiesen
Am Ritter Hans von Kiesen!“ —

Auf diese erschütternden Worte folgte ein schallender Beifall. Ludwig zündete augenblicklich einen kleinen Pulver=

frosch an, der vor ihm auf dem Brette lag, und machte schnell einen Satz, um hinter einem nahen Baume zu verschwinden. Aber er that einen Fehltritt und im Nu saß er rittlings auf dem schmalen Brette, die Beine zu tiefst im Wassergraben, der durch den langen Regen bis an den Rand der Eindämmung gefüllt war. Der Vorfall hatte sich so plötzlich ereignet und war noch so gut abgelaufen, daß er zur Vorstellung zu gehören schien und nur den Beifallssturm vermehrte.

Ludwig saß eine Weile verblüfft auf dem Brette, blickte schweigend um sich, wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern solle, ob das Gelächter seiner Kameraden Beifall oder Spott bedeute. Endlich suchte er sich aus seiner höchst fatalen Lage zu ziehen, stemmte beide Hände gegen das Brett und zog seine Füße an sich, wobei er jedoch wieder ausgerutscht wäre, wenn seine Kameraden ihm nicht Beistand geleistet hätten. Er stand endlich auf festem Boden, wenn auch nicht auf dem trockenen, denn das Wasser war in den Schaft des Stiefels geflossen und er selber triefte von dem unfreiwilligen Fußbade. Da war guter Rat teuer. Einer seiner Kameraden riet, sich eiligst nach Hause zu begeben, der Vater sei jetzt auf dem Bureau und die Mutter —

Ludwig unterbrach ihn, indem er auf seine von der Mutter so vorsorglich mitgegebenen Überschuhe blickte und

citirte mit halberstickter Stimme die Schiller'schen Verse:

„Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens —
Von meiner Mutter sprich mir nicht!" —

Bei dieser gänzlichen Ratlosigkeit schlich sich einer nach dem andern fort, nur die besten Freunde hielten bei ihm aus. Es wurde nun beschlossen, Ludwig solle vor allem seine Stiefel ausziehen, sie des Wassers entleeren und dann so lange einen heimlichen Spaziergang machen, bis die Kleider am Leibe trocknen würden; das verspätete Nachhausekommen möchte freilich einen Verweis absetzen, aber immer noch besser so, als wenn die wahre Sachlage aufkäme. — Gesagt, gethan. Seine Kameraden zogen ihm mit einiger Mühe die nassen Stiefel von den Füßen und schwenkten sie aus. Als Ludwig sie jedoch wieder anziehen wollte, ergab sich der Versuch als unmöglich. Da stand nun der junge Dichter und sein Zauberer Radro Rüder ließ ihn völlig im Stiche. Immer starrte er auf seine Stiefel und dabei klang es ihm aus Wilhelm Tell in die Ohren:

„Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen!"

Endlich schleuderte er seine Stiefel unwillig zur Seite, nahm seine Überschuhe und zog sie an. Inzwischen hatten ihn die letzten seiner Freunde verlassen und er war mutterseelenallein im Stadtgraben, wo es allmählig düster zu werden begann. Dies letztere war ihm jedoch sehr

angenehm, weil es ihn vor einer Entdeckung sicherte. Mit den Worten Tell's:

„So komm hervor, du Bringer bittrer Schmerzen",

nahm er seine beiden Stiefel, zog aus der Tasche eine Schnur, die er zwischen die Strupfen schob und hängte sich die Stiefel über den Rücken; darauf verließ er den Stadtgraben. Als er wieder im dunklen Hofe der Maxburg stand, sah er rechts und links, ein Herkules am Scheidewege. Ein Blick auf den Dultplatz, der gegen seine eigene Wohnung führte, versetzte ihm fast einen elektrischen Stoß gegen die andere Seite und er eilte durch den Hof, der Stadtmauer entlang, der Neuhausergasse zu, schlich sich durch die kleinen Seitengassen und befand sich bald in einem Stadtbezirke, wo er so ziemlich sicher war, keinem bekannten Gesichte zu begegnen. Durch die rasche Bewegung erwärmten sich seine Glieder, es wurde ihm behaglich, das Umherstrolchen gefiel ihm und er besaß ein viel zu heiteres Temperament, um nicht bald völlig ermuntert zu sein und die ganze Begebenheit von der lustigen Seite aufzufassen. Wieder sumsten ihm die Verse seines Radro Rüder durch den Kopf, er freute sich seines Triumphes und endlich pfiff er eine Melodie, welcher er selbstverfaßte Verslein unterlegte.

Auf einmal fühlte er einen tüchtigen Schlag auf seiner Schulter. Erschreckt und zugleich beleidigt wendete er sich um. Aber statt eines bekannten Gesichtes gewahrte

er einen derben Schustersjungen, der an einem Lederriemen mehrere Paare geflickter Stiefel, gerade so wie er die seinigen auf dem Rücken trug. Mit der gerechten Entrüstung eines Lateinschülers und Dichters sah er denselben stolz an, warf die Oberlippe auf und sprach: „Was unterstehst du dich, mich zu berühren, das heißt, mich auf die Schulter zu schlagen?"

Der Schustersjunge spreizte die Füße auseinander, sah ihm keck und herausfordernd in's Gesicht und entgegnete: „Was? — so behandelst du einen Collegen? Bei welchem Meister bist du? Und wärst du auch beim Knittenbacher, Stöhr oder Mittermiller, ich aber nur bei einem Flickschuster, — Schuster ist Schuster, Lehrling ist Lehrling, und du brauchst gegen einen Collegen nicht stolz zu sein!"

Ludwig blickte mit gesteigerter Entrüstung und Verwunderung auf den Sprecher und rief: „Apage! Ich verstehe dein Kauderwelsch nicht und anerkenne keine Collegenschaft mit deines Gleichen. Noch einmal, Apage!"

„Was? packen soll ich mich?" schrie nun auf's höchste entrüstet der Lehrling. „Das laß ich mir nicht gefallen. Für was pfeifst du denn auf der Straße und trägst deine Stiefel auf dem Rücken, statt am Fuß, wenn du keiner von den Unsern bist?"

Diese Worte jagten Ludwig das Blut noch vollends in die Wangen und er schrie ebenfalls: „Was geht es

dich an, wie ich meine Stiefel zu tragen beliebe, gemeiner Schustersbub!"

Bei dieser Beleidigung kannte die Entrüstung des Lehrlings keine Grenzen mehr und er rief: „Was, du unterstehst dich, unsere ehrsame Zunft zu schimpfen?"

Bei diesen Worten nahm der Lehrling rasch die Stiefel vom Rücken und war eben im Begriffe, vermittelst derselben seine Ehre zu verteidigen, als — wir müssen es leider gestehen — unsern Lateinschüler die Hitze des Temperaments alle Mäßigung vergessen ließ und er seinerseits die Stiefel gegen den Lehrburschen schleuderte, aber sein Ziel verfehlte. Einer der Stiefel war dem andern voraus durch die Fensterscheibe eines Kramladens geflogen, der andere hing noch an der Schnur zu seinen Füßen. Kaum war dies geschehen, als der Lehrling sich mit Windesschnelle aus dem Staube machte und seinem Gegner das Kampffeld überließ.

Da stand nun unser Ludwig in neuer, bitterer Verlegenheit. Aber er hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen, was zu beginnen sei, denn der Laden öffnete sich und heraus trat, mit eingestemmten Ellenbogen, polternd und zankend, die Krämersfrau. Wortlos hörte Ludwig deren gerechte Entrüstung und das Verlangen auf Entschädigung. Er hatte all diesem nichts entgegenzusetzen, er hatte kein Geld in der Tasche, sie zufrieden zu stellen; seinen Namen und den Stand seiner Eltern zu nennen, — nein, nein

— dazu konnte er sich nicht verstehen. Wohl oder übel, er mußte den einen Stiefel als Pfand für die Geldentschädigung zurücklassen.

Inzwischen waren seine Kleider völlig getrocknet; aber auch ohne diesen Umstand hätte es ihn nach Hause getrieben. Er hatte nun einmal „Pech“, ja, er steckte zu tiefst darin, ohne ein Schusterslehrling zu sein; etwas mehr oder weniger Verdruß kam ihm jetzt gleichgiltig vor. Er wanderte gesenkten Hauptes, weder singend noch pfeifend, mit seinem Stiefel nach Hause. Als er wieder durch das Marthor am Stadtgraben vorbeiging, warf er einen wehmütigen Blick auf den Schauplatz seines Ruhmes. In welchem Contraste erschien er sich selber gegen diese romantische, mittelalterliche Stätte! Seine nächste Zukunft lag vor ihm „farb- und glanzlos!“ — um die „gemeine Deutlichkeit der Dinge wob sich kein süßer Duft der Morgenröte“. *)

Alle Verse seines lieben Schiller, die ihm zu Sinne kamen, schienen ihn nur zu verhöhnen und als ein Spott auf seine gegenwärtige Lage zu passen. Hätte er wenigstens nur einen Freund zur Seite gehabt, wie Don Carlos seinen Posa; aber ihn hatten alle verlassen und mit tiefer Wehmuth sprach er, wie Prinz Carlos:

„Ich habe Niemand! auf dieser großen, weiten Erde, Niemand!“

*) Schillers Wallenstein.

Endlich stand er unter dem Thore seiner Wohnung. Die Abendglocke ertönte vom Turme der Frauenkirche und mahnte ihn an die späte Stunde. Langsam stieg er die Treppe empor, leise zog er an der Glocke; niemand hätte an diesem schüchternen Zuge den fröhlich stürmischen Ludwig erkannt. Die Köchin öffnete und wollte seine Ankunft laut verkünden; aber mit unterdrückter Stimme bat er sie, zu schweigen, schlich in sein Stüblein, schob eilig den Stiefel in ein Versteck, schlüpfte in die Hausschuhe und nun galt es, mit Geistesgegenwart eine Unbefangenheit zu erkünsteln, und mit derselben vor die Seinen zu treten. Doch diese kamen ihm zuvor. Sein langes Ausbleiben hatte bereits große Besorgnis erregt; der Vater war ausgegangen, ihn zu suchen, und die Mutter nebst dem Schwesterpaar nur froh, ihn wohlbehalten wieder zu sehen. Sie traten ihm entgegen, und als sie ihn mit Fragen bestürmten, wo er so lange gewesen, antwortete er mit Achselzucken und gestand hierauf, daß er im Stadtgraben seinen Radro Rüder aufgeführt und sich dabei verspätet habe. Die Mutter wollte schmähen, aber die beiden Schwestern baten so liebevoll für den Bruder, forschten so lebhaft nach dem Erfolg des Stückes, und Ludwig ergriff diese günstige Gelegenheit zur Ablenkung des Verweises so geschickt, daß alles bereits völlig ausgeglichen war, als der Vater in den heitern Familienkreis trat. Auch dieser wurde bald durch die andern besänftigt und

so endete der Abend weit besser, als Ludwig in seinen kühnsten Erwartungen es sich geträumt hatte. Mitten in der Nacht jedoch spürte er die Folgen seines Unfalls: es fieberte ihn ein wenig und ein heftiger Katarrh war im Anzuge; er mußte husten und als er morgens das Bett verlassen wollte, fühlte er in seinen Gliedern eine entsetzliche Schwere. Die Mutter hatte seinen Husten gehört, war an das Bett getreten und erkannte sogleich die Fieberhitze. Ludwig selber hatte wenig Lust, das Bett zu verlassen, sei es, daß er sich wirklich zu unwohl fühlte, oder es als die sicherste Verschanzung betrachtete, während er die Magd vergeblich nach dem zweiten Stiefel suchen sah. Einmal, als ihn die Mutter darnach frug, stellte er sich schlafend, und dann wurde er wirklich so krank, daß niemand mehr an den Stiefel dachte. Ludwig lag eine Woche darnieder, und in seinen fieberhaften Phantasien kam er gar nicht aus dem Stadtgraben heraus. Bald sah er sich von Schlangen und Alligatoren umkrochen, bald legte ein Ritter den Speer gegen ihn ein, dann kamen Indianer, welche vergiftete Pfeile auf ihn richteten, ein Schustersbub schleuderte Stiefel auf ihn, Drachen spieen Feuer aus, er selbst war bald der Radro Rüder und bald ein verzaubertes Ungeheuer. Als endlich die Genesung eingetreten war und langsam vorschritt, erschien ihm alles wie ein Traum, und er wußte die Wirklichkeit nicht mehr davon zu unterscheiden.

Zur Zeit der Genesung plagte ihn die Langeweile und die Schwestern brachten ihm Bücher und Zeitungsblätter, um ihm die Zeit zu vertreiben. Eines Morgens befanden sich die „Neuesten Nachrichten“ darunter und Ludwig unterhielt sich damit, die verschiedenen Anzeigen zu lesen, während seine Mutter am untern Ende des Bettes seinem Gesichte gegenüber, mit einer Handarbeit beschäftigt war. Ohne jede Vorahnung las Ludwig Spalte für Spalte und lächelte oft über all das, was die Menschen zu kaufen und zu verkaufen, überhaupt anzukündigen hatten. Plötzlich färbten sich seine Wangen purpurrot, über seine Augen zog es wie ein Flor, seine Hand, mit welcher er das Blatt hielt, zitterte. Da stand deutlich zu lesen:

„Die Eltern jenes Knaben, welcher am Samstag vor acht Tagen den Stiefel durch die Glasscheibe eines Spezereiladens schleuderte, werden aufgefordert, den Schadenersatz nebst den Einrückungsgebühren zu leisten, wogegen sie den Stiefel in Empfang nehmen können. Das Übrige in der R. d. N. N. —“

Die Mutter schaute in diesem Augenblicke von ihrer Arbeit auf und entdeckte Ludwigs Verwirrung. Dieser wußte nicht, sollte er das Blatt zerreißen, unter die Decke schieben, oder was damit beginnen. Er geriet in einen wahren Ingrimm, daß die Mutter auch gerade zugegen sein mußte. Da war kein Ausweg mehr zu finden.

Das Blatt entsank seiner Hand, er warf sich auf die Seite, kehrte das Gesicht gegen die Mauer und weinte vor Zorn und Verlegenheit, was wir alles seiner körperlichen Schwäche zuschreiben wollen. Die Mutter nahm das Blatt, las Zeile für Zeile, ohne etwas zu entdecken, was ihr das Rätsel aufklärte. Endlich traf ihr Blick die erwähnte Anzeige. Jener Samstag und der vermißte Stiefel kamen ihr sogleich zu Sinne, aber der Zusammenhang war ihr unerklärlich. Sie näherte sich dem Gesichte ihres Sohnes, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, kehrte ihn gegen sich, und als sie seine Thränen entdeckte, sprach sie nicht ohne Kummer: „Ludwig was hast du wieder angefangen? weine nicht mehr, du ziehest dir von Neuem ein Fieber zu; bekenne mir alles, ich verspreche dir vollkommene Amnestie, deines Unwohlseins wegen, und weil ich auf deine Besserung vertraue."

Die ermunternden, sanften Worte der Mutter drangen ihm zu Herzen. Unter noch immer fließenden Thränen legte er sein Bekenntnis ab, flehte aber mit aufgehobenen Händen, dem Vater sein Abenteuer zu verschweigen. Dieses ging eigentlich gegen die Grundsätze der Mutter; aber um den noch immer kranken Knaben zu beruhigen, ließ sie Gnade für Recht ergehen und übernahm dieses mal allein das milde Amt der Ermahnung und Vergebung. Ludwig bezeichnete nun unter einer leisen Schamröte den kleinen Krämerladen, und noch an jenem Tage feierte das getrennte

Stiefelpaar seine Wiedervereinigung. Ludwig genas in kurzer Zeit, und als er wieder an dem Stadtgraben vorbei zur Classe wanderte, beschleunigte er daselbst seine Schritte, als ob der Zauberer Radro Rüder ihm mit sieben Teufelein auf dem Fuße folge.

Damit ist das wahrhaftige Abenteuer unsers Lateinschülers zu Ende, ohne daß ich versichern möchte, es sei sein letztes gewesen. Aber er hatte doch erkannt, daß man die Abenteuer nicht in der Ritterzeit, nicht in den Urwäldern Amerika's, nicht am Feuer der Indianerstämme, selbst nicht in Büchern zu suchen brauche, sondern daß sie unversehens kämen und keine Annehmlichkeiten des Lebens seien. Zugleich nahm er sich vor, niemals mehr auf der Straße zu pfeifen und mit keinem Schustersjungen lateinisch zu reden. Eine leise Hindeutung auf diesen Gegenstand war die Berührung eines wunden Fleckes; aber sie vermehrte stets seinen Studieneifer und somit ist er längst glücklich aus dem Lateinschüler ein rühmlich bekannter Arzt geworden, der mit Schustersbuben nur in so ferne einen traulichen Verkehr unterhält, als er sie in Krankheitsfällen in seine heilsame Kur nimmt.



Als die Yucca zum erstenmal blühte.



Als die Yucca zum erstenmal blühte.

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

I.

Zur selbigen Zeit.

Acht köstliche Friedensjahre waren nach Beendigung der schlesischen Kriege (1748) über Europa hingezogen. Allüberall blühte auf's Neue der Wohlstand; Ackerbau und Gewerbe wurden gepflegt, der Handel nahm einen kräftigen Aufschwung.

Dies galt auch von der Reichsstadt Memmingen. Mitten im Herzen Schwabens gelegen, erfreut sie sich einer fruchtbaren, ebenen Gegend, umringt von Dorfschaften, saftigen Wiesen, gedeihlichen Feldern, weit berühmtem Hopfenbau, dessen hohes, umranktes Gestänge gleich einer Schutzwehr des einheimischen Handels sich rings um die Stadt breitet. Lustig, wie das Schwabenvolk selber, durchrauscht der Illerstrom die Flur und

nimmt auch die kleine Ach mit sich, nachdem sie als fischreicher Stadtbach Memmingen von einem Ende zum andern durchzogen. Allmählig steigt der Boden zu waldigen Höhen, da und dort erheben sich stattliche Schlösser, von deren Zinnen aus man in blauduftiger Ferne die Algäuer-Alpenkette überschaut.

Aber auch der Anblick Memmingens machte zu jener Zeit mit seinen hohen Ringmauern und Festungstürmen, mit seinen Thoren, welche in breite, lange Gassen führten, einen stattlichen Eindruck. Die alten, reichen Patriziergeschlechter, die Grafen und Klöster der Umgebung, führten immer stolzere Bauten auf. So war von Venedig der reiche Herr von Hermann eingewandert und baute der Martinskirche gegenüber seinen Palast, das Rathaus erhielt seine verzierte Fronte und konnte mit den beiden Erkertürmen sich sehen lassen, das städtische Steuerhaus daneben mit seinen Bogengängen diente zugleich als Hauptwache, und hier am Marktplatze hatten vor kurzem die adeligen Geschlechter ihr neues Versammlungshaus „zum goldenen Löwen" — die Patrizierstube mit Tanzboden, Speisesaal, Spielzimmer erbaut. Alle Namen sämmtlicher Patrizier-Knäblein von 1—4 Jahren wurden aufgezeichnet und nebst Denkmünzen zum Grundstein gelegt. Vor dem stattlichen Gebäude erhob sich an Stelle des alten Röhrbrunnens nun eine Säule, welche den reich vergoldeten Löwen trug. —

Aber auch Kirchen und Klöster besaß die Stadt. Zu letztern gehörte namentlich das Kloster der Kreuzherrn, so genannt von dem Kreuze, das sie auf dem Kleide trugen. Sie nahmen das Recht in Anspruch, eine Freistätte für alle, die sich in ihre Kirche flüchteten, zu sein — worüber mit dem hohen Rate sich mancher Streit entspann.

Die volle Gerichtsbarkeit war dazumal ein kaiserlich verbrieftes Recht der freien Reichsstadt. Das Regiment lag in den Händen der jeweiligen zwei Bürgermeister, der Senatoren und des Stadtamanns, dem auch das Blutgericht überantwortet war; — und wahrlich, die notpeinliche Justiz mit Folter Galgen und Schwert war nicht säumig, die Angeklagten zu bestrafen und Ordnung zu halten. Sogar geringe Diebstähle, Vergehen wider Zucht und Sitte verfielen dem Blutbanne.

Aber der wohlweise Rat sorgte auch väterlich für das Gedeihen seiner Bürger.

Um den Webern und Tuchmachern das oft mangelnde Gespinnst zu verschaffen, erhielt keine Frauensperson etwas aus der Armenkasse, wenn sie nicht wöchentlich ein vorgeschriebenes Quantum gesponnenes Garn oder Wolle lieferte. Kein Bürger durfte von auswärts das Gewebe des Hausbedarfs beziehen; die der Stadt pflichtigen Dörfer mußten ihre Viktualien zuerst auf dem Marktplatze feil bieten. Um den Hopfenhandel zu schützen, durfte keine Ranke abgeschnitten, keine Wurzel auf die Straße geworfen werden.

Von der Kanzel herab wurden von Zeit zu Zeit die Mahnungen zum Religionsfrieden, zur Einfachheit und die alten Sittengesetze verlesen und in Erinnerung gebracht, über welche zeitliche Strafen des Übertretens verhängt wurden.

Aber auch durch milde Stiftungen erfuhr das leibliche und geistige Gedeihen beständig Vorschub. Mancher arme Schüler erhielt ein Stipendium, seine Wissenschaft draußen in der weiten Welt zu bereichern. Ein Dr. Schorer, der sich um die Geschichte der Stadt verdient gemacht hatte, errichtete das Collegium musicum und aus der Singschule gingen die sogenannten „Meistersänger" hervor. Sie hatten ihren Sitz auf dem Salzmagazin, wo ihnen erlaubt war, zu gewissen Zeiten Komödie zu spielen. In der Dreikönigskapelle hielten sie unter Beisitz der Senatoren und Geistlichen ihre „Wettstreitsingschule" und der Preisträger empfing eine Krone, einen Kranz, oder einen aus Silber gearbeiteten König David, welches Ehrenzeichen sie ein Jahr lang bis zum nächsten Sängerstreite tragen durften.

Selbst bis zur Klasse der braven Dienstboten, Ehehalten genannt, erstreckte sich die Fürsorge des Stadtrates. Wer von ihnen treu und redlich neun Jahre hindurch in Einer Familie gedient hatte, erhielt unentgeltlich das Bürgerrecht.

Nicht minder als die Wohlfahrt gedieh aber auch dazumal das fröhliche gesellige Leben. Gleich den Patri=

ziern hatten die Zünfte ihr Versammlungshaus zum „Pfannenstiel“ oder „goldnen Stern.“ Da gab es Junker- und Ochsenschießen; da gab es prunkvolle Schlittenfahrten der edlen Herrn, und Umzüge mit Schilden, Fahnen und Musikanten der Zünfte. Mit dem Stifte Ottobeuren wurde das „Pürschrecht“ verbrieft; zu gewissen Zeiten klang das Hallali der Patrizier, zu andern das der Bürger. — Im Sommer herrschte der Brauch in ein Bad zu gehen und sich zur Ader zu lassen, welche Zeit dann den Wirtsleuten zur guten Ausbeute diente, denn ein Spaziergang war hiebei unerläßliche Vorschrift. — Ein wahres Volksfest fand jährlich statt, wenn der Stadtbach gefischt wurde. Jeder Bürger erhielt einen zweipfündigen Karpfen. — Und auch die Schuljugend hatte ihr jährliches Kinderfest mit Essen und Trinken, Tanz, Spiel und Gesang.

Und so erblühte in Memmingen nach all den überstandenen Kriegsnöten, Abgaben, Durchmärschen, Einquartierungen — auf's neue der bürgerliche Wohlstand durch Handel mit fernen Ländern, durch Gewerbfleiß, Sparsamkeit, einträchtiges Leben.

Also fürtrefflich stand es um die Reichsstadt Memmingen, als im Jahre 1756 auf's neu der Kriegslärm erscholl. — Die beiden größten Herrscher jener Zeit: Maria Theresia von Österreich und Friedrich II. von Preußen stritten sich miteinander um

die Oberherrschaft in Deutschland. — Maria Theresia hatte zwar den Triumph gefeiert, ihren Gemahl Franz Stephan, Großherzog von Toskana, in Frankfurt am 4. Okt. 1745 zum deutschen Kaiser gekrönt zu sehen; — aber der Verlust Schlesiens nagte an ihrem Herzen und der Nationalstolz kam der von ihrem Volke mit Recht geliebten Fürstin zu Hilfe. Der Haß gegen Friedrich wurde in den Gemütern ihrer Untertanen uud Truppen geschürt. Da hieß es: — „Soll das weiterherrschende, an Kronen reiche Österreich furchtsam zurückweichen vor dem Fürsten Preußens, welches vor nicht langer Zeit ein österreichischer Kaiser zur königlichen Würde erhoben hatte? soll die Eroberung Schlesiens ohne Wiedererstattung bleiben?" — Und so war das österreichische Volk entschlossen, mit Gut und Blut in den Kampf zu ziehen auf den nächsten Ruf seiner angebeteten Fürstin. Diese begann sogleich die Rüstungen; ihre Kassen waren wohlgefüllt, sie hatte die Regelung des Finanzwesens besser verstanden, als Einer ihrer männlichen Vorfahren. Sie verband sich mit Rußland, Sachsen, Schweden und sogar mit dem Erbfeinde Frankreich.

Preußen dagegen war stolz auf die Größe, die Erfolge, das Genie seines königlichen Helden Friedrich. Sein Geist ganz allein war es, welcher das preußische Volk und die Krieger durchwehte. Er suchte gleichfalls einen Bundesgenossen und fand denselben in England.

So entspann sich jener Krieg zwischen Deutschen und Deutschen, der für beide Teile so ruhmreich und wechselvoll war und der in siebenjähriger Dauer schweres Unglück über Deutschland brachte.

Auch in Memmingen herrschte große Aufregung. Anfänglich meinten die Leute, es sei ein Religionskrieg. — Gruppenweise scharten sich die Menschen und tauschten ihre Befürchtungen aus: Die einen, daß beim österreichischen Siege in der protestantischen Martinskirche wieder Messe gelesen würde, — die andern, daß es den Klöstern und Katholiken schlecht erginge, wenn Preußen den Sieg erfocht.

Jetzt trat der weise Rat zusammen und erließ ein strenges Verbot gegen alles Raisonieren über gegenwärtige Zustände, sowie alles Reden über Religionssachen. Zugleich gab er zu bedenken, daß man zur Fahne der Reichsarmee schwur, sein Contingent liefere und dieses nunmehr abmarschieren werde.

Nun wurden zu wiederholten Malen kaiserliche Patente in verschärftem Grade gegen den König von Preußen angeschlagen und zu den Reichskriegs-Operationen in drei Fristen je 750 Gulden bezahlt.

Werfen wir einen gedrängten Blick auf die vielfach wechselnden Ereignisse dieses Krieges.

Oesterreich hatte zwei große Heere unter Anführung des Prinzen Karl von Lothringen und des nicht minder ausgezeichneten Grafen Daun in's Feld gestellt; aber sie waren an die Befehle des Hofkriegsrates gebunden, was ihre freie Aktion vielfach hemmte. — Friedrich von Preußen dagegen führte seine Truppen selbst und war die freie und starke Seele seines Heeres. — Er eröffnete den Krieg mit einem doppelten Einfall in Böhmen. Nach langem, heldenhaftem Widerstand der Österreicher war die Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) gewonnen, Friedrich war Herr von Böhmen und der Schreckensruf drang nach Wien. — Aber schon bei Collin wendete sich das Kriegsglück (18. Juli 1757).

Die Preußen stürmten siebenmal die verschanzten Höhen, worauf Graf Daun sich gelagert. Vergebens! — Ihre Niederwerfung war vollständig. Eilig hob Friedrich die Belagerung Prags auf und zog sich nach Sachsen zurück.

Nun stürmte es von allen Seiten gegen den Besiegten: — die Franzosen besetzten Westphalen, Rußland und Schweden rückten auf ihn ein, es mangelte dem König an Truppen, dem Feinde überall zu stehen. Jede Rettung schien unmöglich; aber seine Kühnheit und sein rascher Blick fand sie dennoch. — Bevor Österreich sich's versah, eilte er durch Sachsen nach Thüringen und vernichtete

bei Roßbach (5. Nov. 1757) das mit den Reichs-truppen verbundene französische Heer. In panischem Schrecken zerstob es nach allen Seiten, der König jedoch wendete sich nach Schlesien und siegte bei Leuthen abermals (5. Dez. 1757).

Von jetzt schwankte das Kriegsglück hin und her; da und dort geschahen glänzende Waffenthaten; wer vermöchte ihnen bei so gedrängtem Überblick zu folgen! Wir wollen also nur der wichtigsten Ereignisse gedenken.

Friedrich eilte durch Böhmen und Schlesien den Russen entgegen. Der Schreckensruf: „Die Preußen geben kein Pardon!“ wurde mit dem Schrei der Wut beantwortet: „Wir auch nicht!“ und so entstand bei Küstrin eine geradezu mörderische Schlacht, welche jedoch ohne Entscheidung blieb. — Friedrich zog sich nach Sachsen zurück, wurde von Graf Daun überfallen und total geschlagen. Die Russen drangen aus Polen in's preußische Land, eroberten Frankfurt an der Oder; der König wagte den Angriff bei Kunnersdorf (12. Aug. 1759) und erlitt dabei solch große Niederlage, daß er kaum 5000 Reiter beisammen behielt und preußische Gefangene die Länder durchzogen.

So standen die Zeitläufte beim Beginn dieser Geschichte — im Jahre 1759.

II.

Die Kunnersdorferin.

Der beständige Wechsel des Kriegsglückes, sowie der Krieg selber hatte auch in unserer Reichsstadt Memmingen große Aufregung verursacht. Das Zahlen und Contingentstellen ging nicht aus. Die Summen wuchsen zu Tausenden und die Steuern mußten deswegen erhöht werden. Mancher, der seiner Zunge zu freien Lauf ließ und über politische Gegenstände etwas laut raisonierte, wanderte durch den obern Rathausgang in die Büttelei und von da in ein nicht eben zur Wohnung einladendes Gemach.

Immer gab es neues zu hören und zu sehen. Fluchtgut passirte durch die Stadt; nach der unglücklichen Schlacht bei Roßbach kamen flüchtige Dragoner und wurden in Arrest gesetzt, in allen Kirchen wurde Buß- und Bettag gehalten und die Prediger hielten den Leuten ihre Sünden vor, welche dies schwere Strafgericht auf sie herabgerufen habe; da schlug mancher reumütig an seine Brust.

Als aber die preußische Niederlage bei Kunnersdorf erfolgt war und 400 preußische Kriegsgefangene unter Bedeckung einiger Compagnien Durlachischer Reichstruppen in Memmingen einzogen, war Groß und Klein in Bewegung, dies Schauspiel zu sehen. Jetzt schätzten die Bürger jene zwei langen Kasernen, welche die Stadt

im Jahre 1702 bei der bayerischen Besitznahme erbauen mußte, denn nun blieben sie verschont von Einquartierung. Sämmtliche Kriegsgefangene wurden daselbst untergebracht, während die Bedeckung in die Wirtshäuser kam.

Der Einzug dieser preußischen Gefangenen gestaltete sich zum Volksfeste. Wie aus dem Boden heraus entstand vor den beiden Kasernen ein Markt: Bier, Würste die alt berühmten Memminger-Schüblinge — das erst kürzlich in Aufschwung gekommene weiße Brot — wurden feil geboten. Die Bürger zogen aus den tiefen Rocktaschen ihre Groschen und anscheinend zum eigenen Bedarf Gekauftes ging in die Hände der armen Gefangenen über, deren bleiche, hagere Gesichter so ausdrucksvoll flehten. — Die Ratsherrn und Senatoren machten freilich dazu bedenkliche Gesichter, vornehmlich aus Klugheit, — aber mancher sah doch vom Fenster herab mitleidsvoll auf die armen Soldaten, die nur einem mächtigern Befehle folgten.

Während die Bürger und Handwerker mit Frauen und Kindern, Gesellen und Gesind alle Gassen füllten, waren die Fenster der Patriziershäuser nicht minder neben und übereinander mit Köpfen garniert. In erster Reihe gewahrte man die hochtupierten, gepuderten Frisuren, oder die kleinen von Federn umwallten Hüte der Edelfrauen, hinter ihnen stattlich ihre Eheherrn. Da erlaubte man sich unter einander manch freies Wörtlein über die beiden

streitenden Parteien. Nur am Mittelfenster eines Hauses saß mit unbeweglichem Haupte mißbilligend auf das Menschengewoge hinabblickend, die Frau Senatorin Katharina von Grimmel. Selbst die beiden Männer hinter ihrem Stuhle sprachen nur leise mitsammen. Jetzt bemerkte die Dame gegen ihre Nachbarin zur Linken, der vor kurzem verehelichten Justine Magdalena von Hermann: „Möchte man doch schier meinen, es sei dies ein siegreicher Einzug unserer eignen Reichsarmee, der man frohmutigen Willkomm bietet, anstatt gefangener Landesfeinde.“

In ihrem Tone lag solch starke Mißbilligung, daß der ehrwürdige Herr Bibliothekar Schelhorn beschwichtigend entgegnete: „Befiehlt doch unser Heiland selbst: Liebet eure Feinde! erweiset Gutes denen, die euch hassen; und so, Frau Senatorin, wollen wir ihnen das Mitleid wohl gönnen.“ — „Und wollen unserm Herrgott danken“ — fiel der Bürgermeister Onophrius in rauherem Tone bei, „daß wir die Sieger und sie dagegen die Besiegten sind.“

Frau von Grimmel schloß bei dieser Zurechtweisung fest die Lippen, gleichsam sich zum Schweigen zwingend. Als aber nach einer etwas peinlichen Pause die junge Frau an ihrer Seite schüchtern bemerkte: „Mein Eheherr kann mir nicht genug erzählen, mit welcher Bewunderung man in fremden Landen — sogar in Venedig — von

dem preußischen König spreche" — da fuhr eine Zornesröte über die strengen Züge der älteren Dame und sie sprach:

„Mag die ganze Welt meinetwegen vor dem neuen Götzen in Staub fallen! ich und mein Haus wollen fest halten in Treu und Ehrfurcht an Kaiser und Reich und vor allem an unserer glorreichen Maria Theresia." —

„Amen" — sprach Herr Schelhorn, der Bürgermeister, neigte das Haupt zustimmend, dann zog er aus seinem dunkelgrünen Sammetrocke eine wohlgefüllte goldene Tabaksdose und bot dem Nachbar eine Prise. Auch diesesmal wieder hatte Frau von Grimmel ihre strenge wohlbekannte Herrschaft ausgeübt und bald waren die beiden Edeldamen an jenem Fenster allein.

Um so dichter war eines im Nebengemache umdrängt. In erster Reihe saßen zwei Geschwister, ein Mädchen von zwölf und ein hochaufgeschossener Knabe von fünfzehn Jahren. Sie folgten mit lebhaftem Interesse den Vorgängen auf der Straße. Der Bruder erklärte die verschiedenen Abzeichen, welche die Gefangenen trugen, seine Augen flammten vor innerer Erregung und mancher kecke Ausruf verriet die Soldatenliebe der zur Kriegszeit heranwachsenden Jugend.

„Hei, wie stramm sie marschieren, trotz ihres weiten Marsches! — Echte preußische Ladstöcke! — Aber es blitzt aus den Augen wie Funken aus dem Genie ihres Königs! — Es geht doch nichts über Courage!"

Die Schwester stieß ihn leise an und flüsterte: „Aber Christoph, — um Gottes Willen! die Mutter."

Erbleichend fuhr dieser ungeachtet der Lobpreisung des Mutes zusammen und wandte den Kopf, kehrte dann aber sogleich wieder lächelnd das Gesicht zur Schwester und sagte: „Wart, Elisabeth, ich zahl dir's heim, mich so zu erschrecken, es ist ja nur der Vater und Ohm Johannes!"

Nun aber erhob sich Elisabeth von ihrem Sitze, bog sich weit zum Fenster hinaus und rief: „O sieh nur Christoph, ein strohbelegter Wagen! Das sind gewiß Verwundete, Kranke!"

Die Geschwister folgten mit erbarmungsvollem Blicke dem Schauspiele, das sich ihnen darbot. Schwanken Schrittes gingen einige Soldaten nebenher, sich am Wagen stützend. Ihre hohlen, bleichen Wangen kennzeichneten sie deutlich als Marodeurs. Drei schwer Erkrankte lagen im aufgeschütteten Stroh des Wagens und vorn gegen den Kutschersitz saß eine Frau, an deren Brust das Haupt eines Mannes ruhte, dessen festgeschlossene Lider ihm den Anschein des Todes gaben. Ihr kummervoller Blick wendete sich nur zuweilen von ihm, um das etwa dreijährige Mädchen an ihrer Seite zu beschwichtigen.

Wenn schon die andern Marodeurs das Herz der Geschwister mit warmer Teilnahme erfüllt hatten, so

steigerte der Anblick dieser letzten Gruppe das Mitgefühl so sehr, daß Eisabeths Augen von Thränen überflossen und sie vor sich hinschluchzte: „Die Armen! o, wenn wir ihnen nur ein klein wenig beistehen könnten!“ — Sie schaute zu ihrem Bruder flehentlich empor und begegnete dem gleichen Ausdrucke. Rasch entschlossen erhob er sich vom Sitze und frug den Vater, ob er das Schauspiel nicht näher betrachten und sich unter die Leute auf der Straße mischen dürfe? — Während noch Herr Senator von Grimmel mit der Antwort zögerte, einen Seitenblick zur offenstehenden Thüre und seiner strengen Ehehälfte warf, erteilte Ohm Johannes dem Knaben einen so kräftigen Schlag auf die Schulter, daß Christoph ihn als entscheidenden Vorschub nahm und er sich bereits auf der Stiege befand, als des Vaters Blick zurückkehrte. Gleich darauf entdeckte ihn Elisabeth an den Häusern hineilend, bis er am Eck ihr noch ein Zeichen gab und verschwand.

Mit dem Wagen der Marodeurs war der Einzug dieser preußischen Gefangenen beschlossen und die geladene Gesellschaft begab sich zum Kaffeetisch, wo neben den bemalten Tassen, den Ulmerbrötchen und weißen Semmeln auch noch kleine Venezianer-Kelchgläschen mit fein graviertem Wappen standen, um auf den Sieg der Reichsarmee und die große Kaiserin Maria Theresia neben ihrem edlen Gemahl Kaiser Franz — anzustoßen.

Als das Volksgedränge sich verloren hatte, begab sich Elisabeth an der Seite ihrer alten Kindsfrau Sybille nach Hause. Auf dem ganzen Wege erforschte sie, den Bruder zu erspähen. — Sie waren bereits auf dem Marktplatze angelangt und bogen in die Gasse zum Notzenthor, als er fast atemlos sie einholte. Doch ein Seitenblick auf Sybille gebot ihm Schweigen. So traten sie durch den weiten, gepflasterten Hausflur und bevor sie sich zur breiten Treppe wandten, sagte Christoph:

„Wir wollen doch gleich in den Garten gehen, Elisabeth, und schauen, was unsere Yucca macht.“

Aber kaum hatte Sybille ihnen den Rücken gewendet und war neben dem Hausthor in ihr Pförtnerstübchen getreten — (sie hatte seit dem Heranwachsen der Kinder das Amt der Pförtnerin übernommen) — sagte Christoph, noch ehe sie zum Garten schritten:

„Ich habe alles entdeckt, aber es hieß die Ohren anstrengen, um die fremden Soldaten zu verstehen! Der Mann ist erst auf dem Marsche bis zum Tode erkrankt; das Weib mit dem Kinde hat ihre Marketenderbude verlassen und ist ihm zur Pflege nachgefolgt. — Es wird wohl nicht viel zu pflegen sein! Nun sind alle drei in der Kaserne untergebracht. — So nun weißt du's; hör jetzt aber auf zu weinen, Elisabeth, ich kann's nicht mitansehen. Ihr Mädchen seid doch gar zu weichherzig und

vollends du mit deinen braunen feuchten Augen. — Trockne sie, herzallerliebste Schwester! Bedenke, wenn's die Mutter entdeckt!"

Mit diesen Worten neigte sich Christoph zur Schwester und fügte noch bei: „Ich bring dir von meinem Schulweg täglich Nachricht von unserer „Kunnersdorferin." Wir werden schon heimlich Mittel und Wege finden, ihnen beizustehen."

Bei diesen tröstenden Worten hoben sich die Augen des Mädchens in Freude strahlend zum Bruder empor, ihre zarten Hände falteten sich bittend; er aber ergriff sie und rief: „So, nun wollen wir wieder fröhlich sein nud nach unserer Yucca sehen!"

Und der Knabe zog seine Schwester mit sich fort zur Thüre, welche aus dem Hausgang in den Garten führte.

III.

Wie es damals in der Familie von Grimmel, im Haus und Garten aussah.

Das Grimmel'sche Haus war zu jener Zeit ein Schmuck der Vorstadt. Drei Stockwerke hoch, eines nach dem andern etwas vorspringend und mit Zierraten abgegrenzt, bildet es mit acht Fenstern eine gar stattliche

Fronte. Sein wuchtiges Thor führt in einen hallenartigen Vorplatz, die Gesinde- und Pförtnerstube sind mit eisernen Thüren verrammelt, eine Menge kleiner Guckfenster und noch andere Anzeichen bestärken die Meinung, es sei vor Alters ein Kloster gewesen. Vom Garten aus besehen, bildet es mit seinem An- und Vorbau die bei jedem Kloster übliche Kreuzform; der Garten selbst war so recht geeignet zu solch streng abgeschlossener Lebenswelt. Von der hohen Stadtmauer begrenzt, fanden sich daselbst noch Spuren eines unterirdischen Ganges, welche sich bis zum Orte Buchsheim, wo gleichfalls ein Kloster war, verfolgen ließen.

Dorthin gingen nun Hand in Hand die Geschwister. — Der Garten stand in voller Pracht des Sommers. Am Spalier, das die Rückseite des vorspringenden Flügels hoch hinan bedeckte, zogen sich üppige Ranken und aus den schwellenden Knospen brachen die goldschimmernden Rosen. Und nun wandelten die Füße auf den sauber gehaltenen Pfaden zwischen dichten Buchseinfassungen, wo ganze Gruppen von Kaiserkronen, Schwertlilien, Rosenbäumchen ihre Heimat hatten. Da und dort erhoben sich Obstbäume, von Bänkchen in der Runde umgeben, um nicht nur ihre Früchte, sondern auch ihren Schatten zu genießen.

Und jetzt näherten sich die Geschwister ihrem heutigen Ziele. — In Mitte des Gartens auf einer sorgfältig

bereiteten Erhöhung, gleichsam einem Throne, auf welchem aller Glanz der Sonne zusammenfließt, stand ein hölzerner, mit eisernen Reifen umgebener Topf, als sollte er Jahrhunderte überdauern. Daraus erhoben sich die schmalen, spitzen Blätter einer Caktus-Art und mitten drin stieg ein Stengel in die Höhe, ganz umgeben von großen, vollen Knospen. Das war die Yucca — der Stolz, die Hoffnung des Gartens, auf deren Erblühen man seit nunmehr eilf Jahren die Blicke gerichtet hatte; und nun endlich sollte die Hoffnung in Erfüllung gehen.

Mit dieser Yucca hatte es eine ganz eigene Bewandtnis.

In dem zwei Stunden entfernten Ottobeuren hatte der gelehrte und edle Benediktinerabt Ruppert das herrliche Kloster gebaut nnd zu der jetzt noch berühmten Kirche den Grundstein gelegt. Dahin kam im Mai des Jahres 1748 der gelehrte Kardinal Quirini, Bischof von Brescia und Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek in Rom. — Da verlangte es denselben, den durch seine Schriften berühmten protestantischen Theologen, Prediger Schelhorn von Memmingen, kennen zu lernen und mitsammen gelehrte Disputation zu halten. Prediger Schelhorn begab sich in Begleitung des ebenfalls in geistlichen Dingen wohlbewanderten Senators Wilhelm von Grimmel nach Ottobeuren und die lange Unterredung endete, trotz

mancher Meinungsverschiedenheiten zu gegenseitiger Wertschätzung.

Der hohe katholische Würdenträger war abgereist, aber damit war der geistige Verkehr nicht beendet. Es gingen Sendschreiben von Einem zum Andern, wobei als Anhängsel gelehrter Erörterungen auch Familiennachrichten berichtet wurden. Eine solche war die Anzeige des Bibliothekars Schelhorn, daß seine liebwerte Tochter Frau Rektor Hermann ihm gar herzige Zwillingsenkel beschert habe. — Zum Zeichen der freundschaftlichen Teilnahme schickte ihm der edle Kardinal ein Stück superfeiner geweihter Leinwand zu Windeln für die Zwillinge nebst einem Geschenke von 200 Gulden. Ein lateinisches Epigramm drückte zugleich den Wunsch aus, daß ihre in Ottobeuren geschlossene Freundschaft lange dauern möge.

Aber auch des Herrn Senators von Grimmel wurde bei dieser Sendung freundlich gedacht. Derselbe erhielt den kostbaren Samen der Yucca, eines fremdländischen Gewächses, das Jahrhunderte überdauert, aber nur in langen Zwischenräumen blüht. Es war der Segenswunsch beigefügt: daß gleicher Weise sein eigenes Geschlecht in Christoph und Elisabeth fortblühen und die ferne Zeit überdauern möge.

Wie sehnsüchtig hatte man, nachdem der Samen aufgegangen war, das Erblühen erwartet! ja, es knüpfte

sich beinahe ein Aberglaube daran. Wenn ein Blatt der Yucca welkte, sah die sonst kalt scheinende Mutter ängstlich auf Elisabeth. Das Mädchen kam ihr oft so seltsam, so exotisch vor, wie das fremdländische Gewächs. Sie vermochte in ihrer nüchternen Weise den träumerischen, nach innen gekehrten Blick Elisabeths nicht zu verstehen. Was dachte sie nur so vor sich hin, fuhr zusammen und erblaßte bei jeder raschen Anrede und Frage? Es war Not, sie gleich der Yucca vor jeglicher unsanften Berührung zu bewahren, sie stets mit dem Sonnenschein ermunternder Milde zu erziehen und das kindliche Vertrauen zu erschließen. Trotz aller Liebe verstand solches die anders geartete Frau, welche alles ihrem Willen zu unterordnen gewöhnt war, nicht im mindesten. Mit der wachsenden Entwicklung des Geistes erweiterte sich die Kluft zwischen Kind und Mutter und Elisabeth weinte manchmal im Stillen, wenn ihre hervorquellende Zärtlichkeit keine Nahrung fand. Es schmiegte sich das liebebedürftige Herz um so fester an den Bruder, wohl auch an den milder gestimmten Vater, welcher sie scherzweise manchmal seine Yucca nannte, dies aber auch nur heimlich, um seine Hausfrau nicht zu erzürnen. Sein Grundsatz war: „Im Rat der Stadt und in meinen sonstigen Geschäften bin ich Herr; auch über meinen Buben bin ich's. Dagegen im Haus und über das Mädchen ist sie die Herrin."

Ja, der Christoph sollte ein ehrenhafter und in

Wissenschaften bewanderter Patrizier werden. Das Geschichtswerk des gelehrten Dr. Schorer galt ihm als Richtschnur. Darinnen stand: „Ich will unsere Memminger vor andern nicht viel rühmen, kann sie aber auch vor anderen nicht schelten. Gewiß ist, daß ihnen die Natur gutes Temperament und guten Verstand nicht geläugnet. Es will aber derselbe durch Müh und Arbeit, durch Reisen und Erfahrenheit geschärfet sein. Unserm Herrn Gott sein alle solche Gaben um Müh und Arbeit feil. — So lernet man auch hinter dem Ofen nicht mehr, als was man in den Stuben siehet, man muß in die Welt, in die Fremde hinaus. Ich weiß nicht, geschiehet es aus Liebe oder Einfalt, daß manche Eltern ihre Kinder so ungern von sich in die Fremde, auch ungern weiter lassen, als wohin die Ordinari-Boten reisen, damit sie alle acht Tage wissen können, wie es ihnen ergehe. Eine Tochter gehört hinter den Ofen, ein Sohn aber hinaus. Man muß eben nicht in Frankreich oder Italien gewesen sein: man kann in Deutschland genug sehen und viel erfahren."

Nach diesen Ratschlägen wollte Herr Senator von Grimmel seinen Sohn erziehen und legte bereits hiezu den Grund, indem er streng seine Studien überwachte. Es gereichte ihm zur nicht geringen Befriedigung, daß derselbe bereits als eilfjähriger Knabe beim erwähnten Jubiläum im Chore die schönen Cantaten, gedichtet und componiert von den Gebrüdern Elmer mitsingen durfte

denn auch die Künste hielt er hoch; war doch einer seiner Vorfahren ein wohlangesehener Maler gewesen. Und am letzten Donnerstag nach Ostern hatte Christoph sich unter jenen Dreien befunden, welche als Prämienträger eine öffentliche Redeübung halten durften. — Somit genoß der Knabe erklecklich viel Freiheit nach außen; ich Hause jedoch stand er unter gleich strenger Zucht, wie Elisabeth und sein junges, mutiges Herz erzitterte nicht minder unter dem strafenden mütterlichen Blicke.

Dies waren also die beiden Geschwister, welchen der hochedle Kardinal Quirini den Segenswunsch erteilt und mit dem Gedeihen der Yucca in Verbindung gebracht hatte.

Und nun versprach nach langem geduldigem Warten die Yucca wirklich zu blühen. Alles im Hause heftete begierig darauf die Blicke; ja, in ganz Memmingen ward dies Interesse geteilt. Es wurde nach ihrem Gedeihen gefragt, wie nach einem menschlichen Geschöpfe; nach jedem längern Ausbleiben lenkte der heimkehrende Schritt sich zum Garten, bevor er zur breiten Treppe sich wandte Es war somit selbstverständlich, daß die Geschwister zur Yucca eilten und nun sich zum hochemporgeschossenen Stengel wandten. Die Knospen schwollen immer noch an und blieben immer noch fest beisammen, kein Farbenglanz drang durch und die Erwartung, wie er sich zeigen werde,

blieb stets noch ein Rätsel. Vielleicht, daß bei diesem herrlich warmen Wetter plötzlich die zarte grüne Hülle sprang!

Nach dieser Besichtigung sprach Christoph: „Ich will nur meinen Sonntagsrock umtauschen und kehre gleich wieder zurück; dann reden wir von der Kunnersdorferin und was wir thun können, ihr ein wenig beizustehen."

Elisabeth wandte sich nun dem Ende des Gartens zu. Aber sie ging langsam und gesenkten Hauptes, sie konnte das traurige Bild nicht los werden. — So gelangte sie bis zum Gartenende und setzte den Fuß auf die terrassenartige Erhöhung, welche sich längs der Mauer hinzog. Auf der linken Seite fand der Garten eine Begrenzung durch den „Folterturm," woselbst eine festgeschlossene Pforte zu den Schanzen führte; rechts dagegen befand sich eine altbemalte Seitenmauer, wo der bereits erwähnte unterirdische Klostergang mündete. Die Stadtmauer selbst hatte hoch oben einen bedeckten, breiten Gang, wohlgeeignet bei regnerischen Tagen zum Lustwandeln. Dieselbe war reichlich mit Türmen versehen, welche teils zu Gefängnissen, Nachtwachen, teils zu Blockhäusern und Magazinen dienten. Der allerschönste dieser aus gehauenen Quadersteinen erbauten Türme war derjenige in Mitte der Mauer am Grimmel'schen Garten, ein runder Turm mit herrlicher Zinne, mit kleinen Schießscharten, im untern Raume mit ziemlich großem vergitterten Fenster und zwei

kleinern Seitenfenstern. Auf seiner Außenseite gegen die Schanzen zeigte er viele Einschläge von Kanonenkugeln; aber sie hatten nichts vermocht gegen die Undurchdringlichkeit dieses Mauerwerks. Er war bereits im Jahre 1445 gebaut und zu Elisabeths Leidwesen mit dem prosaischen Namen „Mehlsack“ verzeichnet worden.

Der Turm gehörte nun zum Besitztum der Grimmel und die Frau Senatorin hatte sich denselben ganz ausschließlich zugeeignet. Wegen seiner Sicherheit und Kühle diente er zum Aufbewahrungsort der verschiedenartigsten Gegenstände, von den Schätzen des Linnenvorrats, Betten, Staatsgewändern, bis zu den Vorräten von Geräuchertem, von Hülsenfrüchten, Datteln, Mandeln und ähnlichen begehrungswerten Sachen, weshalb die Geschwister ihn als Inbegriff aller Reichtümer betrachteten.

Manche Sage bezeichnet gewöhnlich feurige Geisterhände als Wächter solcher Schatzkammern. Hier dagegen war neben dem Eingang des Turmes die allergemütlichste Niederlassung um den Tisch aus Eichenholz. Das Plätzchen gewährte Schutz bei Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen. — Sei es, daß die goldenen Strahlen auf Blumen und Blättern tanzten, die Vögel ihr buntes Gefieder auf den Zweigen wiegten und dazu trillerten, die Schmetterlinge sich zu den Blütenkelchen neigten, — sei es, daß der Mond sein Silberlicht über den Garten ergoß, die Sternbilder ihr goldig zitterndes Licht verbreiteten,

oder hunderte von Johanniswürmchen den Elfenreigen aufführten, — sei es, daß nur die große Laterne an der Mauer ihr Licht auf den Tisch warf: — immer war es köstlich hier zu sitzen, den Duft einzuschlürfen und die frische Luft einzuatmen.

Wenn dann gute Freunde zum Abendimbiß sich gesellten, dann erwies die Frau Senatorin von Grimmel ihre volle Hausfrauen-Ehre. Auf dem blendend weißen, rotdurchwebten Tischtuche gab's volle Schüsseln nnd volle Gläser, und manch apart köstlich zubereitetes Gericht, besonders aber überzuckerte Johannisbeeren. — Da fehlte es nicht an geistvoll anregenden Gesprächen, auch über fremde Länder und Städte. Herr Kanzleidirektor von Lupin hatte sich ein halbes Jahr in Wien aufgehalten, um die Befreiung von der kaiserlichen Landvogtei zu erwirken; der konnte aus eigner Erfahrung von der großen Kaiserin Maria Theresia berichten, und niemand lauschte mit gespannterer Miene auf jeglich Wort, als die Hausfrau selbst, denn es war ihr ein Triumph, daß eine Frau dies alles that, sie fand ihr ganzes Geschlecht darin geehrt.

Herr Benedikt von Hermann und sein reicher Vetter, die aus Venedig ausgewandert waren, entwarfen nicht minder glänzende Schilderungen aus dem herrlichen Italien, vom Meer, das sie durchfahren. Wenn nun auch die Kinder des Hauses nach der guten Sitte jener Zeit nicht drein reden durften, sondern sich bescheiden schweigend verhalten

mußten, gab es doch manches zu hören, was den Schlaf verscheuchte und die Seelen erfreute.

Auch an dem Abende nach dem Einzug der preußischen Gefangenen saß die Familie Grimmel auf diesem Lieblingsplätzchen und Herr Bibliothekar Schelhorn sah einmal wieder nach, wie sich die Yucca befinde. Das Gespräch kreiste von diesem zu jenem und blieb bei König Friedrich und seinem diesmaligen Kriegsunglücke haften, wobei der geistliche Herr einschaltete, daß man in den Gefangenen eben nicht nur die Feinde, sondern die Glaubensgenossen verpflege und bemitleide.

Nun flog hohe Zornesröte über das Antlitz der Hausfrau und sie rief: „Ihr Wort in Ehren, Herr Literator, wenn es von der Kanzel herab ertönt; aber hier will ich nicht dulden, daß man die Confession als Deckmantel braucht zum Verrat an unserer glorreichen Kaiserin! Hier in meinem Hause sind die preußischen Gefangenen die Landesfeinde! Mag die ganze Stadt „den Mantel nach dem Winde hängen“, — wir stehen mit Leib und Blut für Maria Theresia!“ —

Dicht an die Mauer gelehnt standen nah beisammen Christoph und Elisabeth und die jungen Herzen pochten in Angst und Schrecken, als ob die Mutter darin lesen könnte. Dann schlichen sie unbemerkt durch den Garten in ihre Stube; Christoph aber flüsterte: „Morgen zieh ich Erkundigungen ein, wie's der Kunnersdorferin geht.“

IV.

Die Heimlichkeiten beginnen.

Von jetzt an lauerte Elisabeth mit ängstlicher Spannung auf Christoph's Heimkehr drunten im Garten bei der Yucca, woselbst ihr Verweilen nicht auffällig war. Christoph hatte in der Kaserne mit einem Soldaten der eignen Besatzung Bekanntschaft geschlossen und erfuhr täglich, wie es dem Kranken erging. „Schlecht, schlechter —, man erwartet sein Ende — er weiß nichts mehr von Weib und Kind — er ist gestorben" — so lautete es im Verlauf von drei Tagen, und Elisabeth barg schluchzend ihr Köpflein an der Brust des Bruders, der selber kaum der Thränen Meister wurde.

Zwei Tage später wußte Christoph es so einzurichten, daß er dem Begräbnis beiwohnen konnte. Eine Menschenmenge strömte zum Gottesacker, wo seitwärts das Grab für den Kunnersdorfer gegraben war.

Mitleidige Blicke, Ausrufe der Teilnahme, Vermutungen, was nunmehr die Fremde beginnen würde, folgten dem Weibe, das mit ihrem Kind auf dem Arm hinter dem Sarge herwankte. Als die erste Scholle mit schaurig hohlem Ton hinabpolterte auf den Deckel, drang ein herzzerreißender Schrei aus ihrem Munde und noch eben zur rechten Zeit schlossen sich zwei stützende Arme um sie, und hielten sie aufrecht, bis die Erde auf dem Grab sich

zum Totenhügel häufte. Dann führte jenes arme Weib, welche selbst vor kurzem Witwe geworden war, die Kunnersdorferin fort. Dieselbe ließ sich willenlos leiten; sie sah nicht, wie so manche Hand ihr eine Gabe darreichte, sie bückte sich nicht, wenn das Geldstück vor ihre Füße rollte, nur ihr Kind schloß sie im stummen Schmerze fester und fester an die Brust.

Da verwandelte sich die Teilname in unverständiges Murren, und bald gingen die beiden allein des Wegs, zum Westerthor hinaus, in dessen Nähe die ärmliche Hütte der mitleidigen Frau stand.

Bis dahin war in einiger Entfernung Christoph den beiden gefolgt und eilte nun mit seinem Berichte heimwärts. Im Schatten der Gartenmauer tauschten die Geschwister ihre warmherzigen Empfindungen und Elisabeth schluchzte: „O Christoph sag, was sollen wir thun? Soll ich die Mutter bitten, ihr zu helfen? Sie ist ja so wohlthätig gegen Arme!"

Da flog tiefe Röte über des Bruders Gesicht und er rief fast zu laut: „So! und mich willst Du verraten und in die Patsche bringen, wo du doch weißt, wie heimlich ich unsere Nachforschungen gehalten habe und wie entrüstet die Mutter beim Einzug der Gefangenen war und das Mitleid Hochverrat nannte? — Nein, nein! entweder heimlich, oder ich gebe mich nicht mehr mit Spionieren ab."

Elisabeth suchte den Bruder zu besänftigen, er trocknete

ihre Thränen und führte sie zur Yucca. Rasch ging seine Traurigkeit in Freude über. Eine Knospe hatte sich während des Morgens ein ganz klein wenig erschlossen; zwischen dem Grün schaute etwas Grau-Weißliches mit dunklern Punkten hervor. Er umfaßte jubelnd die Schwester, umtanzte die Wunderblume und rief: „Jetzt rasch zur Mutter!"

Bald war die Yucca umringt und jetzt hätten die Geschwister Heimlichkeit über Heimlichkeit austauschen können, niemand achtete darauf, und so konnte Christoph abends seine Schwester mit der guten Botschaft erfreuen, daß die Kunnersdorferin mit ihrem Kinde bei der gleichfalls armen Witfrau untergebracht sei und ihr einziges Bett mit ihr teile, bis zu einem zweiten Rat geschaffen werde. — Christoph endete seinen Bericht mit den Worten: „Schwesterlein, mir ist ein Licht aufgegangen, so hell wie der Mond, der gerade in diesen Nächten leuchtet! Aber da heißt's, doppelt heimlich und verschwiegen sein! Still, kein Wort, — die Mutter schaut auf uns; übermorgen ist das Fest der Meistersinger, — Vater und Mutter, alle im Hause, bis auf die taube Sybille im Pförtnerstüblein, gehen in die Komödie; dann führen wir's aus!"

Obgleich Elisabeth vor Neugierde brannte, so fanden sie vorerst keine Gelegenheit mehr zu heimlicher Zwiesprache. Auch war ihre Aufmerksamkeit ganz und gar dem Vater

zugewendet, der von dem Ursprung der Meistersinger berichtete und aus Schorers Chronik also vorlas:

„Schon im Jahre 1500 ist eine Gesellschaft und ein Geschul entstanden, die Meistersinger genannt, und haben sich dieselben besonders hervorgethan zu Nürnberg, Augsburg, Ulm, Donauwörth, Nördlingen. Auch bei uns hat sie im Jahre Christi 1600 begonnen. Obgleich sie einen geringen Anfang gehabt und mit Bewilligung einer löblichen Obrigkeit jährlich etlichemal unterschiedliche Comödien gehalten, ist doch solche Gesellschaft dieser Zeit in großen Aufschwung geraten, daß nicht nur hiesige, sondern auch fremde vornehme Personen ob ihren Comödien sich billig verwundern. — Ich will gar nicht viel von ihrem schönen Theater und jetziger neuen Art anmutiger Komödiantenkleidung sagen; dieses aber kann ich nicht unberührt lassen, daß sie sich befleißigen, die schönsten Actiones, nicht allein in reiner Reimenart, sondern auch in ungebundener Rede mit eigenen Erfindungen und wohlgeschickten Geberden auf den Schauplatz zu bringen, welches auch desto anmutiger zu sehen, weil alles bei Lichtern gehalten wird, und ist sich desto ehender zu verwundern, weil es fast von lauter Handwerksleuten geschieht."

Christoph drang nun in den Vater, ein weiteres von dem Brauch der Meistersinger zu erzählen und mitzuteilen, wie es zuletzt in der Dreikönigskapelle war, und er berichtete:

„Nachdem sie dem hohen Rat hievon Anzeige gemacht, bekamen sie zu ihrem Wettstreit ein ansehnlich Geschenk, damit sie Preise austeilen konnten, zehn Gulden zum Best', hernach abwärts immer geringer; auch Fahnen waren dabei.

In einem schönen mit Teppichen umhängten Zelte saßen am Tische die vier auserwählten Urteilssprecher, welche genau darauf zu achten haben, wenn einer fehlt in Reim, Silbe, Wort und Strophe. Der Vorsitzende aber war Herr Ulrich von Zoller. Zuerst wurden von ihm alle Artikel verkündet, wie oft einer anheben, und wie viele Fehler er machen dürfe. Darauf wurde zum Beginn aufgerufen.

Der den Anfang machte bestieg nun die Erhöhung, worauf ein Sessel stand, und gab Antwort auf die Frage, welche „Weise“ und welche „Historie“ und in wie vielen „Gesätzen“ er singen wolle? — Nach der erteilten Antwort begann der Meistersang.

Sobald einer im Reim oder in der Silbenzahl fehlte, wurde er sogleich unterbrochen, es wurde ihm sein Fehler vorgehalten, dann durfte er von neuem beginnen: aber er mußte Strafe zahlen, was in die gemeinsame Truhe kam, und nach drei Fehlern hatte er's ganz verloren.

So geschah es einem jeglichen der Reihe nach. Zum Schlusse wurden dann die Preise verteilt. Alles ging nun fröhlich und wohlgemut zum goldnen Stern, wo sich jeglicher der guten Zucht und des Wohlstandes befleißigte.„

„Und was für eine Komödie führen die Meistersinger dieses Mal auf, Vater?" frug Elisabeth.

Herr von Grimmel lächelte und sagte dann: „Anfänglich wollten sie sich bis zum Julius Cäsar versteigen; aber Herr Literator Schelhorn widerriet das heidnische Zeug und drohte, sie von der Kanzel herab darob arg zu traktieren. Hierauf wählten sie die Historie von der Genovefa. — Nun, — Ihr hättet wohl auch Lust, es mit anzuschauen?"

Die Geschwister senkten schweigend die Köpfe; sie hatten ja ihre eigenen Heimlichkeiten. Aber die Mutter rief: „Kinder gehören in's Bett und nicht in's Komödienhaus! Zudem muß man erst proben, was alles darin vorkömmt."

Als die Familie spät abends von dem traulichen Plätzchen am lieben, alten Turmgemäuer zur Nachtruhe sich begab, schwamm der Garten im silberhellen Mondlichte und es spielte wie liebkosend um die Yucca. Der Vater hielt dort in seinem Gange inne und sagte: „Möcht ich doch schier wetten, bis wir ausgeschlafen haben, hat auch sie bereits die Augen aufgeschlossen."

Wie Herr von Grimmel prophezeit hatte, so geschah's. Die Morgensonne, welche so viel früher als die Menschen ihr Tagewerk beginnt, war im Garten vollgeschäftig und spielte mit den blinkenden Tautropfen. Als sie aber zur

Yucca kam, gab sie derselben den heißesten Kuß. Da wurde es rings um den Stengel lebendig, die Knospen öffneten sich, weißliche braungetüpfelte Glocken bewegten sich im Zephyrshauche, es war ein Singen und Klingen rings umher: die Vögel trillerten von den Zweigen hernieder, Bienen sumsten um die Neuerblühte und die Grillen strichen zirpend ihre Flügel zum Wiegenfest der Yucca.

Die taube Sybille hatte es zu allererst entdeckt und mit heftigem Klopfen an die Schlafstubenthür gerufen: „Die Kardinalsblum' ist offen!“ Eilig warf sich jedes in's Morgengewand und bald umringten sie die Blume mit voller Bewunderung; nur Christoph meinte, er habe prächtigere, südliche Farben erwartet. Da streifte ein gar wohlgefälliger Blick des Vaters sein Töchterlein, welche er in Gedanken so oft mit der Yucca vereinbart hatte, und in der That, sie war beinahe ihr Ebenbild, wie sie dastand im zierlichen Kleide, die braunlockigen Haare mit dem gemuschelten Häubchen ein wenig bedeckt, das zarte Angesicht rosig von Freude überhaucht, die innig braunen Augensterne glänzend von innerer Erregung. — Die Mutter dagegen verglich den kräftig emporgeschossenen Stengel mit ihrem Christoph und legte in selten hervortretender Zärtlichkeit die Hand auf das krause Haar ihres Sprossen. Nun sagte der Vater zu ihm:

„Begib dich auf dem Schulweg zu Herrn Bibliothekar Schelhorn. Er soll billig der erste sein, welcher die Kunde

erhält. — Und“ — hier forschte ein fragend bittender Blick im Antlitz der Mutter, der ihm sogleich verständnisvoll entgegen kam, so, daß er in festerm, fröhlichem Tone fortfuhr — „und lad ihn ein zum Mittagessen.“

Die Hausfrnu hatte nun vollauf in Haus und Küche zu thun, Elisabeth dagegen lief stets auf's neue in den Garten, denn die Glocken dehnten sich immer voller und schöner. Darüber hatte sie alles andere vergessen, ihr Herz war durchleuchtet von Seligkeit. Dann kleidete die Mutter sie festlich und erschien bei dieser Gelegenheit im ganzen, reichen Patrizierschmucke.

Bevor noch vom Martinsturm die zwölfte Stunde erklang, rief Christoph von seinem Posten aus: „Der Herr Bibliothekar biegt eben um's rote Apothekerhaus, gleich wird er unter dem Notzenturmthor hervorkommen.“ — Und so geschah's, daß der Erwartete bereits in der Hausflur empfangen und wie im Triumphzug in den Garten zur Yucca geleitet wurde.

Lange umstanden sie die seltene Blume; Herr Schelhorn mochte in Gedanken zu jener Zeit abschweifen, wo er mit dem römischen Kardinal das Friedensbündnis geschlossen hatte und mochte in seinem milden Herzen wünschen, daß aller Streit und Hader in gleicher Weise sich schlichten ließe. Jetzt langte er in seine Rocktasche, zog ein beschriebenes Blatt hervor und las, während die Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren:

„Spendet, ihr Blumen im Gartenrund
Farbenprächtige Grüße!
Hauchet aus eurem lieblichen Mund
Düfte voll würziger Süße.
Bringet alle „Willkommen" ihr,
Dieses Gartens seltenster Zier,
Die nach Erwarten und Bangen
Wir nun jubelnd empfangen. —

Aber auch einem Orakel gleich —
Soll es die Yucca verheißen: —
„Also möge an Knospen reich
Euer Stamm sich erweisen!
Blätter und Blume — Jüngling und Maid,
Sprosse als Ehre und Augenweid',
Und selbst nach hundert von Jahren
Mög sich der Segen bewahren."

Alle hatten unwillkührlich beim Zuhorchen die Hände gefaltet und Thränen perlten in Elisabeths Augen; das war die rechte Sprache für ihr von Empfindung überwogendes Mädchenherz, welches sie so unverstanden verschließen mußte. In Christophs Blicken dagegen leuchtete es wie Stolz und fester Mut. — Nun trat der Geistliche zu den Geschwistern, legte auf jedes Haupt eine Hand und sprach so feierlich wie sonst von der Kanzel herab:

„Der Herr segne und behüte euch! der Herr lasse sein Angesicht leuchten über euch und gebe euch seinen

Frieden!" — Das sage ich nicht nur in meinem, sondern auch im Namen des Kardinals Quirini."

„Amen!" tönte es vereint von den Lippen der Eltern und Frau Katharina von Grimmels Stimme klang absonderlich tief und weich. Der Senator jedoch mochte gerne die Rührung abschütteln und rief:

„Nun aber zu Tisch! Wir wollen im echten Lacrimae Christi und im deutschen Rheinwein anstoßen auf den hochedlen Bischof von Brescia, Kardinal Quirini und die Yucca, und auf uns alle mitsammen!"

V.

Im Dunkel der Nacht.

Gleich einer Schar von Wallern zogen nun die Patriziersfamilien in den Grimmelschen Garten, um die seltene, fremdländische Blume blühen zu sehen. Der Tisch vor der Gartenmauer war fortwährend gedeckt und mit Erfrischungen wohlversehen. Die Gastfreundschaft der Frau Senatorin fand vollauf Gelegenheit, ihren alten Ruhm auf's neue zu bewähren. Dabei verblieb den Geschwistern für ihre Heimlichkeiten freiester Spielraum. Bei Elisabeth kehrte bald wieder das, eine Weile durch die Yucca verdrängte Interesse für die Kunnersdorferin zurück und sie drang in Christoph, ihr seinen Plan mit-

zuteilen. Dieser zögerte jedoch und wollte nicht heraus mit der Sprache. Über Nacht waren ihm allerlei Bedenken aufgetaucht. Endlich, als die Schwester gar nicht nachließ zu fragen, wies er verstohlen nach der Turmthüre und sagte, während dunkle Röte sein ehrliches Gesicht überflammte: „Da drinnen läge alles in Menge aufgehäuft — die Mutter merkte und spürte es gar nicht einmal — aber“ —

Elisabeth war erschrocken und erbleichend bei diesen Worten zusammengefahren und rief nun: „Um Gotteswillen, Christoph!“

Jetzt wuchs ihm allsogleich der gesunkene Mut; seinen Plan verteidigend, sagte er:

„Nun machst du wieder dein verschüchtertes Taubengesicht, als ob ich ein Habicht wäre! Was ist denn so viel zu erschrecken? Hat nicht die Mutter unzählige male gesagt, daß sie alles nur für uns aufspeichere? Was läg' also so viel daran, wenn wir von dem Unsern im Voraus etwas wegnähmen? — Doch, wie du willst; dann aber laß mich auch in Ruhe mit deiner Kunnersdorferin. Sie ist uns ja doch eine Landfremde.“

Christoph wandte mit unwilliger Geberde seiner Schwester den Rücken. Im Grunde war er froh über die erfahrene Abweisung; nun aber sagte sie beschwichtigend mit neu erblühender Farbe in ihrem sanften Gesichte:

„So mußt du nicht reden, Christoph. Gerade, weil sie eine Fremde ist, deren Sprache wir kaum verstehen und sie die unsrige auch nicht, gerade deshalb ist sie noch erbarmungswürdiger. — Denk dich einmal in ihr Schicksal hinein, oder wenn's unsrer Mutter so schlecht im fremden Lande ginge und der Vater tot wäre! — Gelt, jetzt kommt dir das Mitleid wieder? Du gehst hinaus vor's Thor und ziehst Kundschaft ein. Im Augenblick vermißt dich niemand. O, wie gut habt ihr Knaben es in eurer Freiheit."

Christoph schob das schmeichelnde Mädchen sanft von sich und entgegnete: „Wenn du mich um meine Freiheit beneidest, weshalb bedauerst du sodann, daß unser Haus kein Kloster ist und du nicht als Klosterfräulein zwischen eingeschlossenen Mauern wandeln kannst?"

„Quäle mich nicht mit deinen Neckereien, Christoph, sondern geh, geh, bring mir Nachricht von der Kunnersdorferin."

Der Bruder eilte nun wirklich von hinnen, sein wackeres Herz ließ ihm ebenfalls keine Ruhe mehr. Inzwischen setzte sich Elisabeth in's verborgenste Winkelchen des Gartens, um selbst einen Plan zu ersinnen. Aber zwischen allen Gedanken fiel ihr Blick immer auf die Turmthüre und vor ihrem Geiste häuften sich die Schätze dieses Gemaches. Die ausgestreute Saat ging in ihrer Seele auf, wie Unkraut, zwischen welchem ja auch

liebliche Blumen blühen, — dennoch ist und bleibt es Unkraut. Ihre rege Fantasie malte ihr die Zeit vor, wo sie, erwachsen, gleich der Mutter über diese Schätze verfüge und den Armen austeile. Plötzlich aber fuhr sie im jähen Schrecken zusammen, preßte beide Hände auf's Herz und stöhnte: „Dann lebte ja meine Mutter nicht mehr, die so fürsorgend ist!" — denn sie liebte ihre Mutter um so zärtlicher, als sie jede Äußerung ihres oft überströmenden Gefühls zurückhalten mußte.

Sie mochte eine Stunde so verträumt haben; die Mutter hatte sich ermüdet in's Haus zurückgezogen und der Vater war in die Patrizierstube zum Lesen der neuen Zeitung gegangen. Es dämmerte bereits stark und sie gewahrte Christoph erst, als er tief atmend vor Eile und Erregung dicht vor ihr stand. Erschrocken rief sie: „Was ist geschehen?" Er stöhnte beinahe: „O, welches Elend! Denk nur, das Kind der Kunnersdorferin liegt nun auch im Fieber und die Mutter kniet davor, nur immer jammernd, man solle sie alle mitsammen in's Grab legen. Die alte Huberin, die sie aufgenommen hat, ist zum Doktor gelaufen; ich habe ihre Heimkehr erwartet. Sie kann gar nicht genug sagen, wie geduldig und dankbar die Fremde ist, aber ganz arm; sie hat alles im Stich gelassen, um ihrem gefangenen Manne zu folgen. Und denk dir noch, die Leute tragen es ihr nach, daß sie beim Begräbnis kein Geld nahm und das vor ihre Füße Ge=

fallene nicht aufhob. Wo die Huberin für sie bettelte, hat man sie abgewiesen, man hätte genug Notleidende in der eigenen Heimat, die dankbar seien. — Da liegt nun der kleine kranke Wurm in dem einzigen Bett und die beiden Weiber haben Stroh auf den Boden zum Lager geschüttet. O Elisabeth, sei froh, daß du dies Jammerbild nicht mit angesehen hast!"

Da fuhr die sonst so rehscheue Elisabeth von ihrem Sitze empor und rief: „Aber wir wollen und können ihr ja helfen! Ich gehe geraden Wegs zur Mutter und bitte um den Turmschlüssel! Du sagtest es ja selbst, da liegen Vorräte in Hülle und Fülle!"

Einen Augenblick stand Christoph wie zu Stein verwandelt. War dies seine Schwester? Als sie aber ihr Wort zur That machen wollte, faßte er sie heftig am Arme und rief mit dem Tone der Angst: „Willst du mich verderben? Muß ich dir wiederholen, daß du dadurch an mir Verrat begehst und alle frühere Heimlichkeit aufdeckst? Vater und Mutter werden mich verstoßen, wenigstens ist es dann um meine Freiheit für alle Zeit geschehen."

Elisabeths erwachter Mut ließ sich nun nicht mehr niederbeugen. Sie sagte mit halbunterdrücktem Grolle: „So, nur mit dem Munde bist du barmherzig! davon wird das Kind und die Frau nicht gerettet. Ich nehme

alles auf mich ganz allein! Ich hole von der Mutter den Schlüssel und meine Sparkasse!"

Christoph vertrat ihr den Weg nnd sagte beschwichtigend: „So höre doch nur! — Ich verschaff' dir den Schlüssel!"

„Wann?" hauchte sie erwartungsvoll.

„Morgen Abend, wenn alle im Hause zur Komödie der Meistersänger gegangen sind."

„Dann wird es aber zu spät sein" — sagte das Mädchen händeringend.

„Nicht zu spät" — tröstete Christoph. „Ich gab ihr den Inhalt meiner ganzen Börse; der Vater hat mir nach dem Erblühen der Yucca reichlich Taschengeld gegeben."

„Mein guter Christoph!" — flüsterte die Schwester, schmiegte sich an ihn und so gingen beide etwas beruhigt in's Haus und begaben sich zu Bette.

Lange hatte Elisabeth keine Nachtruhe gefunden und schlief dann bis in den lichten Morgen hinein, bis die Mutter an ihr Bett trat und sie bei Namen rief. Da fuhr sie bebend zusammen und war den ganzen Morgen so confus in ihren Antworten, wurde bald bleich und bald rot, daß die Frau Senatorin mißbilligend den Kopf schüttelte und zu ihrem Ehegemahl bemerkte: „Wie komm nur ich zu solch verdrehtem Kinde! sie wird von Tag zu Tag alberner, schüchterner, gleich einer Maus, die sich im

Winkel verkriecht. Ich gäb' etwas darum, wenn sie einmal wie andere Kinder ein wenig kecken Unfug triebe; dann hätt' ich doch wenigstens Hoffnung, daß mit der Zeit etwas aus ihr wird."

Elisabeth vernahm es und sie dachte: „O, wenn sie alles wüßte! wenn ich's ihr nur eingestehen dürfte!"

Christoph verhielt sich ganz anders als seine Schwester. Er vertiefte sich anscheinend in Latein, Griechisch und Arithmetik, als ob's auf das Examen losginge. Selbst bei der Mahlzeit blieb er still und beeilte sich, nach dem üblichen Handkuß in seine Stube zu entwischen.

Immer noch kamen Besuche, welche die Yucca anstaunen wollten, daneben wurde viel von der heutigen Komödie und von dem morgenabendlichen Nachtfest im goldnen Stern gesprochen, wozu die Patrizier geladen waren. — Elisabeth horchte auf alles, immer nur in Verbindung mit ihrem geheimen Vorhaben.

Nun war es Abend geworden, die Mutter kleidete sich für die Komödie, sorgte für das Nachtessen der Geschwister und ging dann am Arm des Vaters fort. Als das stattliche Paar den Notzenturm passiert hatte, rief Christoph: „Nun an's Werk!"

Elisabeth, welche heute zum erstenmal Gelegenheit fand, mit dem Bruder zu sprechen, frug: „Hast du wieder etwas von dem kranken Kinde gehört?" — Er nickte und sprach:

„Bin wie ein Spion um's Haus geschlichen, bis ich der Huberin habhaft wurde. — Es soll ein arg ansteckendes Fieber sein; alles meidet sie wie die Pestkranke. Sie haben den armen Wurm auf's Heu gebettet, um nicht ihr einziges Lager anzustecken."

Nunmehr hielt sich das Mädchen nicht länger zurück und drängte: „Verschaff mir die Schlüssel! ich erwarte dich unten im Garten."

Da stand nun Elisabeth im Mantel der Nacht mutterseelenallein. Die Sterne blinkten so ergötzlich auf sie hernieder und dennoch zitterte ihr Herz nicht weniger, als dies unsichere Licht, und dennoch war das Vorhaben nach ihrem Begriffe eine gute That. Warum also zitterte es? — Aus Furcht? — Nicht einmal! Sie würde gerne Vorwürfe und Strafe erdulden, um dem kranken Kinde für diesen Preis Gutes zu thun. — Nein, Furcht war es nicht, was sie zittern machte, es war die Heimlichkeit, das unsichere Gefühl, ob es auch recht sei?

Jetzt kam Christoph, sie hörte von weitem den schweren Schlüsselbund klirren. Nun stand er dicht neben ihr und sagte: „Höre meinen Plan: In des Gärtners Baracke befindet sich eine Laterne; ich habe alles bei mir, um Feuer zu machen. Ein Kartoffelsack liegt auch darin, den nehmen wir in den Turm, füllen ihn mit dem Nützlichsten und verbergen den Sack im Strohhaufen, bis ich morgen

Abend Gelegenheit habe, ihn der Huberin dort an der Mauerpforte aufzuladen. Jetzt laß uns vor allem probieren, diese schwere Thür zu öffnen."

Nachdem Christoph wie gesagt die Laterne geholt und den Öldocht angezündet hatte, begaben sie sich an diese Pforte. Es währte lange, bis sie den richtigen Schlüssel fanden und das rostige Ungeheuer dann sich im Schlosse drehte. Jetzt stand die Pforte offen und sie traten unter dieselbe. Der volle Mondschein leuchtete ihnen entgegen und versilberte den abhängigen Rasen, der mit Gesträuch bewachsen, sich zum Pfade hinzog. Von den Hopfengärten strömte ein würziger Duft und ein leiser Zephyr bewegte die hohen Gräser. — Einige Minuten lang vergaßen sie berauscht von Entzücken ihr Vorhaben. Elisabeth zog dann den Bruder wieder in den Garten und wollte versuchen, den Schlüssel zu drehen. Er sagte abwehrend: „Laß es! wir wollen dann nochmal hinaus schauen; die Sommernacht ist gar zu zauberhaft schön."

Nun beschritten sie die Terrasse und eilten zum Turm. Diesen Schlüssel kannte das Mädchen genau und das oftmals geöffnete Thor erschloß sich sonder Anstrengung. — Da standen sie nun in der Schatzkammer. Elisabeth hielt die Lampe hoch empor, um den engen Raum zu beleuchten. Gerade der Thüre gegenüber hing im dunkelgebräunten Rahmen das Bild ihrer Ahnfrau,

ein edles, schönes, ernstes und doch so mildes Gesicht, mit den echten Grimmel-Augen, die so tief in die Seele schauen. — Sie fürchtete sich nicht im mindesten davor; es war ihr ganz im Gegenteile, als ob nun alles Unrecht der Heimlichkeit schwinde.

Hierauf suchte Elisabeth unter den aufgehäuften Betten und entdeckte jubelnd ihr eigenes, kleines Kinderbettchen, dazu die Steppdecke von bunten Fleckchen zusammengesetzt, — ihr eignes liebes Bett, in welchem sie einst ebenfalls krank gelegen und gesund geworden war. Das zu nehmen und zu verschenken konnte kein Unrecht sein und sie schob es rasch zu unterst in den Sack. — Und sieh, — dort bei der Flickwäsche lag ein Bündelchen; ihre eignen kleinen Kinderhemden, Jäckchen, Röckchen, Hauben, Strümpfe lagen drinnen. Sie hatte die Mutter sagen hören, daß sie dies nunmehr überflüssige Zeug zu Weihnachten armen Kindern bescheren wolle. Warum also nicht eben so gut jetzt? Das konnte sie mit Fug und Recht nunmehr thun. Schnell war's geschehen, Christoph aber bestand darauf, auch für die beiden Frauen zur Stärkung während der Nachtwache einige geräucherte Würste, die einen vollen Kranz bildeten, beizulegen. Rasch trennte er mit seinem Messer einige Stücke ab, und nun langten die Hände nach diesem und jenem, was ihnen zunächst in den Griff kam. — Er hob den Sack; — ei, er hatte ordentlich ein Gewicht! jetzt also nur flink mit

ihm unter das Strohversteck! Elisabeth sah noch vorsichtig im Gemach umher, — keine hinterlassene Spur war zu entdecken. — Befriedigt schloß sie das Gemach und leuchtete dem Bruder. Sie mußten beide laut auflachen über den Schatten, den er mit dem Sacke auf der Schulter warf.

Es war über all dem weit mehr Zeit verstrichen, als sie berechnet hatten und dazu wußten sie nichts genaues über die Dauer der Komödie. Darum überkam Elisabeth plötzlich die Angst, daß sie sich versäumen möchten und sie trieb den Bruder zur Eile an. Nun hatten sie den Sack unter dem Stroh verborgen; kein noch so scharf blickendes Auge konnte etwas Verdächtiges wittern und des alten Gärtners Augen waren nichts weniger als scharfblickend.

Sie gingen nun auf die andere Seite, um die Pforte zu verschließen. Auf einmal rief Christoph im jähen Schrecken: „O weh, ich habe mein Messer im Turme liegen lassen! Alles ist verraten, wenn es die Mutter entdeckt!“

Spornstreichs eilte er zum Turme, holte sein Messer und verschloß ihn wieder. Nun wollte er zur Mauerpforte gehen, als die Glocke von dem Hausthor bis hieher schallte. Der Schrecken lähmte seine Bewegungen; ratlos — ob er alles im Stiche lassen und nun in's Haus entfliehen sollte — hielt er einen Augenblick inne.

Aber auch Elisabeth hatte das Läuten vernommen. Nur an den Bruder denkend, der es überhört haben möchte, eilte sie in sinnloser Hast dahin — stolperte — stürzte — da lag sie neben der seltenen Blume und hatte im Falle die Yucca geknickt; — als sie sich erhob, lag auch der Stengel über den Blättern hingestreckt. In der Verzweiflung ihres Herzens riß sie ihn vollends ab und eilte zur offenen Mauerpforte. Mit einem kräftigen Schwung schleuderte sie die Blume — diese neuerblühte Familienfreude — weit hinaus. Da ertönte die Hausglocke noch heftiger.

Christoph hatte verstummt alles mit angesehen, — jetzt war zu nichts anderm mehr Zeit, als zur eiligsten Flucht. Das Pförtchen offen lassend, zog er die Schwester mit sich fort, sie erreichten die Treppe, als eben zum drittenmal die Hausglocke dröhnte und die taube Sibylle im Pförtnerstübchen aus dem Schlafe weckte. Der barmherzige Mondschein leuchtete den Geschwistern, daß sie den Schlüsselbund an seinen Platz hängen konnten. „Und nun rasch zu Bett und reinen Mund gehalten!" — flüsterte Christoph. Sie vernahmen, während sie in ihren Schlafstuben sich entkleideten, des Vaters schwere Tritte, hörten noch die Eltern sprechen, dann tönten auch die Tritte der heimkehrenden Dienstboten; bald war alles still, nur die beiden jungen Verbrecher wachten und wälzten sich in ihren Betten mit dem peinlichen Gedanken: Die Yucca!

VI.
Am Tageslicht.

Während die Eltern ahnungslos schliefen und nicht davon träumten, was sich inzwischen in ihren eigenen Mauern abgespielt hatte, verbrachten die Geschwister die erste schlaflose Nacht ihres bis jetzt so unschuldigen, jungen Lebens und bangten vor der Entdeckung, daß die so festlich begrüßte Blume in frischer Entfaltung geknickt worden war. Sehr verschieden zeigte sich die Wirkung der durchwachten Stunden auf die beiden. Elisabeth glich selbst einer geknickten Blume, die am liebsten den Eltern zu Füßen gefallen wäre; Christophs anfängliche Furcht ging jedoch in verstockten Trotz über und er verschanzte sich hinter vorsätzliche Lüge. Die Qual der Erwartung war so übermächtig, daß er die Entdeckung herbeiwünschte; aber sie selbst herbeizuführen, dazu war sein an strenge Wahrheit gewöhnter Mund doch nicht fähig.

Gar zu lange mußte er nicht warten. Die beiden Kinder waren im Frühstückszimmer, wo der Vater ihren tauben Ohren von der gestrigen Komödie erzählte. Da vernahmen sie heftige Schritte im Corridore und wußten, was nunmehr kommen würde. Vor ihnen stand die Mutter, glühend vor Entrüstung und rief: „Folgt mir alle in den Garten und seht, welches Bubenstück im Dunkel der Nacht verübt worden ist!“

Der Vater sprang empor, eilte die Treppe hinab und die Geschwister folgten. Ein warnender Blick aus Christophs Augen sprach deutlicher, als Worte.

Sprachlos umstanden sie die Yucca. — Elisabeth brach in Thränen aus und sank in die Knie. Die Mutter neigte sich zärtlicher, als je zuvor hernieder, küßte und beruhigte sie, denn sie mißverstand diese heftig fließenden Thränen. Wie oft hatte der Vater sie schmeichelnd seine Yucca genannt und kürzlich noch war vom Prediger Schelhorn ihr eigenes Blühen und Gedeihen mit jenem der Blume in Verbindung gebracht worden. Obgleich sich's die verstandesklare Frau nicht gerne eingestand, verschmolz sich diese abergläubische Vorstellung auch in ihrem Innern und die Worte kamen zitternd aus ihrem Munde: „Kind, sei ruhig und getrost! Vermochten wir auch die Blume nicht vor Frevlershänden zu bewahren, dich soll Elternliebe schützen und die Engel werden dich nicht verlassen." — Aber Elisabeth weinte bei diesen herzlieben Worten nur noch heftiger.

Des Vaters glatte Stirne verfinsterte sich in diesem nachdenklichen Schweigen immer mehr und sein Blick haftete auf Christoph, indem er sagte: „Wer kam in den Garten?" — Aber auf Christophs Lippen schwebte, wie auf jenen des Kain, die trotzige Antwort: „Was weiß ich! bin ich denn sein Hüter!" Er antwortete nur das erste und fügte bei, daß er bei Einbruch der Nacht mit

Elisabeth in's Haus gegangen sei. — Der Vater schien sogleich seinen Argwohn zu bereuen und sagte vor sich hin: „Aber irgendwo muß doch der Stengel zu finden sein" und ging suchend durch die engen Gänge zwischen den Buchseinfassungen. Nun kam ihm hastig der Gärtner von der Baracke her entgegen und stotterte: „Gnädiger Herr! ein nächtlicher Einbruch! dort im Winkel habe ich meine Laterne gefunden und die Stadtmauer-Pforte ist offen!"

Sie untersuchten das Schloß; es war nicht gesprengt, sondern wie vom Schlüssel geöffnet. Der Senator ging eiligen Schrittes in seine Schlafstube und kehrte mit dem Schlüsselbunde zurück, seiner Ehefrau im Vorbeigehen den Thatbestand mitteilend. Sie folgte ihm auf dem Fuße, denn augenblicklich sagte sich die praktische Frau: „Dann konnte es nur auf den Turm abgesehen sein."

Immer rätselhafter wurde die Sache, — die Blume verschwunden, der Turm verschlossen, nirgends im Gemach eine Unordnung. Aber bald bemerkte das Auge der Hausfrau, daß etwas entwendet worden war und bald entdeckte sie auch — was? —

Nun freilich war die Annahme haltlos, daß die Blume von den eignen Kindern aus Unvorsichtigkeit abgeknickt worden sei, und der Verdacht fiel auf eine verborgene Diebesbande, welche sich die Zeit ausersah, während Herrschaft und Gesinde im Theater gewesen.

Es mochten erst einige Wochen verstrichen sein, als ihr Anführer, der „Langhans“ entdeckt worden war, sich in die Freistätte zu den Augustinern geflüchtet, aber desungeachtet unter dem Blutspruche des Stadtammans Johann von Grimmel seinen Diebstahl auf dem Blocke gebüßt hatte. —- Sicher war dieser neue Einbruch nur aus Rache geschehen und nur ein Vorspiel.

Herr Senator von Grimmel begab sich also eiligen Schrittes auf's Rathaus und machte seine Anzeige. Dort entstand großer Allarm, der sich blitzschnell in der Stadt verbreitete. Der erste, welcher eine Spur witterte, war der Nachtwächter. Er hatte zur größten Verwunderung in nächtlicher Weile Licht durch die Fenster des Grimmel'schen Turms leuchten sehen.

Den ganzen und folgenden Tag zogen die Späher umher, — vergebens.

Während dem standen die Geschwister heimliche Qualen aus. Gegen die anstürmende Angst versicherte Christoph immer auf's neue die Schwester, daß unmöglich etwas entdeckt werden könne. Nur eines machte ihn ganz wirr im Kopfe, wie er die versteckten Sachen entfernen solle? denn die Eltern waren bei obwaltenden Umständen schon ihrer schutzlosen Kinder wegen nicht in die Patrizierstube gegangen. Die Sachen der Kunnersdorferin zuzustellen, konnte gar nicht mehr die Rede sein, ja er getraute sich nicht einmal in die Nähe jener Hütte,

um nach dem kranken Kind zu fragen. In seiner Verzweiflung dachte er daran, den Sack in den Stadtbach zu werfen und wenn er dazu des Nachts aussteigen müßte. O, wie verwünschte er heimlich das Mitleid der weichherzigen Schwester, während er ganz und gar außer acht ließ, daß sie bereit gewesen war, offen bei der strengen Mutter die Bitte zu wagen. — Damals hatte er's nicht geduldet aus Furcht vor den bereits bestandenen Heimlichkeiten. Welche Kleinigkeiten waren es gewesen im Vergleich zu den jetzigen! — Nein, jetzt war's zu spät, nachdem der Vater bei Gericht Anzeige gemacht hatte.

So waren zwei Tage vergangen und ein anderes Ereignis hatte die Aufmerksamkeit der guten, alten Reichsstadt Memmingen auf sich gezogen. — Herr Senator Hartlieb-Walsporn war, plötzlich vom Schlage getroffen, in der Patrizierstube gestorben; die Vorbereitungen zur Begräbnisfeierlichkeit nahmen die Leute in Anspruch. Wieder kam der alte Rangstreit in Frage, ob die Mitglieder der adeligen Gesellschaft, oder die Ratsherrn den Vortritt haben sollten? und die ersteren blieben wieder Sieger, da der Verstorbene einer der ihrigen gewesen.

Die halbe Einwohnerschaft Memmingens war in Bewegung, als die große Glocke vom Martinsturme zur Begräbnisfeier läutete und alle Patrizier und Ratsherrn, mit dem silbernen Degen an der Seite, sich im Zuge reihten. Ihnen schlossen sich sämmtliche Meistersinger an

und das ganze Collegium musicum begleitete den Trauerzug mit feierlicher Instrumentalmusik, welche die Todenklage um den allgemein beliebten leutseligen Herrn über die Stadt 'erklingen ließ. Als Prediger Hermann den Leichensermon hielt und länger als in der festgesetzten Zeit sich über die Tugenden des Verstorbenen, der immer bereit für den Ruf seines Heilands gewesen — erging, nickte dieser und jener zustimmend mit dem Haupte und keiner fand das Lob übertrieben, wie sonsten häufig gerügt uud sogar verboten wurde. Nach Beendigung desselben sangen die Meistersinger das alte Lied:

„Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben.
Barmherzig sei in der letzten Not
Und gib uns nicht in Nacht und Tod!
Hilf uns, Heiland Herr und Gott!"

Tief ergriffen warfen dann die alten Genossen ihre Schaufel Erde auf den Sarg. Die Begleitung war so vollzählig gewesen, daß dem Todengräber nur wenig Arbeit mehr zu verrichten blieb, um das Grab zu füllen, nachdem die Leidtragenden sich entfernten.

Auch Herr Wilhelm von Grimmel ging an der Seite seines Bruders Johannes, des Stadtammans, schweigend von dannen und bog in einen Seitenpfad ein, um den eigenen Hingeschiedenen einen pietätvollen Gruß zu bringen. Plötzlich wurde ersterer aus seinen über-

irdischen Gedanken gerissen. Dort am Begräbnisplatze der Zugewanderten und Fremden, wo kürzlich der Kunnersdorfer Soldat begraben worden war, kniete ein Weib, das Haupt fast zur schwarzen, frisch aufgeschichteten Erde gebeugt und darüber hin ragte — der Stengel seiner Yucca.

Ungesucht war hier, an heiliger Stätte, — der Frevel entdeckt worden und damit sonder Zweifel auch die weitere Spur des Diebstahls. — Der Stadtamman fühlte sich augenblicklich als Gerichtsperson. Er gab dem Büttel, der sich ebenfalls beim Leichenbegängnis beteiligt hatte, ein Zeichen und bedeutete ihm, die Frau dort bei Verlassen des Kirchhofes fest zu nehmen, ihr den Heimgang zu verwehren und sie dagegen zur Untersuchungshaft in die Büttelei zu führen. Dann vereinigten sich die beiden mit Herrn Bürgermeister Stebenhaber, der seit jener Anzeige ein Gewitter über die ruhige Stadt heraufziehen sah — und nun alles in Bewegung setzte, um den Thätern auf die Spur zu kommen.

Frau Katharina konnte nicht begreifen und verstehen, wo denn ihr Eheherr so lange bleiben mochte in seiner Amtstracht. Längst waren alle Leidtragenden heimgekehrt und mancher davon hatte im Werktagsgewand wieder das Haus verlassen. Immer noch sah sie vergebens nach Herrn Wilhelm aus und erwog, ob sie nicht Christoph auf die Suche senden sollte. — Der Vorgang mit der

Yucca, Herrn von Hartliebs plötzlicher Tod und dazu die Friedhofsstimmung hatten für ihr an ungestörtes Glück gewöhntes Gemüt etwas gar Bängliches und Unheimliches. Endlich sah sie ihn mit Schwager Johannes durch das nah gelegene Niedergassenthor kommen, welches keineswegs vom Friedhof, sondern an ihrem Turm vorüber zum Westerthor führte. Zudem wiesen beide so finstere Mienen, daß sie ihnen angstvoll entgegeneilte und frug: „Was ist denn auf's neue geschehen?"

Der Stadtamman sagte: „Eben nichts neues, Frau Schwägerin, aber wir sind dem alten auf der Spur. Undank für Wohlthaten! Wir verpflegen die preußischen Gefangenen wie Freunde, begraben ihre Toden und dort wo das Weib des Kunnersdorfers heut ihr Kind hineinlegte, dort steckt die Yucca!"

Ein Schrei, als ob der Todesstich in ihr Herz gedrungen sei, entfuhr Elisabeths Munde und bewußtlos sank sie in die Mutterarme. Frau Katharina hörte nur mit halbem Ohre, desto lauter tönte jedes Wort für Christoph und schnürte ihm das Herz zusammen.

Die beiden erzählten nun, daß allerdings die Hausdurchsuchung nichts von den gestohlenen Gegenständen entdeckt, die alte Frau der Soldatenwittwe ein gutes Zeugnis ausgestellt und deren Jammer um das tode Kind geschildert habe. — Aber die Yucca sei eine zu laut redende Anklägerin, auch vermöge jene nicht zu leugnen

daß am Abend des Einbruchs nach dem Verscheiden des Kindes die Kunnersdorferin wie irrsinnig fortgelaufen und viel später mit derselben seltsamen Blume heimgekehrt sei. — „Wahrscheinlich", schloß Herr Stadtamman seine Combination, „hat sie den Diebstahl vollbracht, um aus dem Erlös Geld zur Heimreise zu gewinnen, und irgendwo es versteckt. Vielleicht war sie auf dem Gottesacker bereits beim Abzug, sonst hätte sie nicht die verräterische Blume aufgepflanzt. — Aber allein konnte sie es nicht vollbringen; sie muß gefährliche Helfershelfer haben. Wir werden sie bekennen lehren und sollt es auch vermittelst der Folter sein!"

VII.

Vor Gericht.

Christoph saß am Bette seiner Schwester, das gute Gesicht zu ihr gewendet und sie stets auf's neue beruhigend. Wenn sie aber in ihn drang, durch ein Geständnis die Angeklagte zu retten, schüttelte er traurig das Haupt und sagte seufzend: „Nun ist's zu spät! dann müßte ich selbst aus Scham und Schmach entfliehen." Da erfaßte sie krampfhaft seine Hand und schlang den Arm um seinen Nacken, als wollte sie ihn festhalten, ihren lieben Christoph. — „Sie bleibt ja nur für ein paar Tage in der Büttelei,

ihre Unschuld muß sich sonnenklar erweisen" — sagte er liebkosend. Aber schon nach wenigen Augenblicken stürmte wieder die Furcht auf sie ein. Folter, Daumenschrauben, Streckbank, Spießruten, selbst das Richtschwert spielten zu jener Zeit noch ihre schaurigen Rollen und es war ihr nur zu wohl erinnerlich, daß erst im verflossenen Jahre zwei Bauern aus der Nachbarschaft und der „Schleiffer-Hans" — alles dies erleiden mußten für geringfügige Diebstähle.

„Aber sie haben solches auch erwiesenermaßen gethan, der Kunnersdorferin dagegen sieht die helle Unschuld aus dem Gesichte; Ohm Johannes ist Amman; der wird nichts Ungerechtes zulassen" — argumentierte der Bruder.

Alle diese Trostworte hatten endlich das zarte Herz zur Ruhe gebracht und sie erwachte am nächsten Morgen voll Zuversicht, obgleich es Freitag war, wo jederzeit Gericht gehalten wurde. Auch lächelte ihr die Sonne so freundlich zu, alle Blumen dufteten, und die Bienen sumsten, daß man nur an die Güte Gottes denken konnte, der ja über jeden Menschen wacht.

Die Mutter hatte sie mit einem hellen, leichten Sommergewand bekleidet und ihr anbefohlen, den Vormittag im Garten zu verbringen, während sie den Freitags-Gottesdienst besuche und hernach der Frau von Hartlieb ihre Condolenz-Visite abstatte. Bevor Christoph zur Lateinschule ging, hatte er seiner Schwester noch Mut zu-

gesprochen und verheißen, gleich nach Schluß derselben sich am Rathaus herumzutreiben und ihr baldmöglichst Bericht zu bringen. Sobald die schlimme Geschichte vorüber wäre, wollten sie bei der Mutter Fürsprache einlegen und der Witwe Gutes erweisen für das überstandene Leid.

Der Morgen verging ruhig; als um zehn Uhr die Ratsglocke ertönte, faltete Elisabeth ihre Hände und betete. Im Geiste sah sie das liebliche Bild in der Martinskirche: die Rettung des Moses aus dem Nil — welches ihr Ahnherr Elias von Grimmel gemalt hatte — und sie dachte: „Gott, der den Moses in höchster Gefahr rettete, wird auch die Kunnersdorferin nicht verlassen. Unser Rathaus ist nicht so schlimm, wie der Nil, Ohm Johannes ist kein böser Pharao, und die Senatoren sind alle gute Männer, jeder hat mir schon die Hand auf's Haupt gelegt. Nein, nein, es kann nicht schlimm ausgehen.“ —

Während Elisabeth sich also getröstete und in sicherer Hoffnung wiegte, bereitete sich im Rathaus die Entscheidung vor. In seinem mittlern Teile war die Gerichtsstube geöffnet worden, ein schön getäfeltes Gemach, auf dessen Mittenwand sich das Stadtwappen in bemaltem Schnitzwerk gar stattlich ausnahm. Von dem Wahlspruch umgeben: Dominus humilia respicit — zeigte sich in dem einen Felde der schwarze halbe Adler mit gelben Fängen

und Schnabel, feurig roter Zunge im Goldgrund, auf dem andern das rote Kreuz im silbernen Grunde. — Vor dem grünüberdeckten Eichenholztische stand zu mitten der höherlehnige Stuhl des Stadtammans, rechts und links die drei Senatorsitze, „Einungen“ genannt; für den Actuarius war seitwärts Tisch und Stuhl in Bereitschaft gesetzt, desgleichen für den Ankläger diesem gegenüber.

Als die Gerichtsglocke ausgeklungen hatte, öffnete der Gerichtsdiener die Thüre und herein trat die hohe, gebieterische Gestalt des Herrn Jeremias von Heuß auf Trunkenberg, ein gar gerechter, doch finster strenger Mann. Er war der „Stabhalter“, welcher den Vorsitz zu führen pflegte an des Ammans Stelle bei dessen Abwesenheit, oder da er Freundschaft wegen nicht Umfrage führen konnte, wie bei gegenwärtigem Falle. — Ihm folgten die drei erwählten „Einungen“ — der Actuarius mit seinem Papierbündel; — traurig ernsten, aber doch milden Blickes der Ankläger, Herr Wilhelm von Grimmel.

Alle setzten sich, aber der Stabhalter gab aufrecht stehend mit der Glocke das Zeichen, die Seitenthüre that sich auf und vom Wege aus dem Urteilsstüblein trat, gefolgt vom Gerichtsdiener — die Angeklagte.

Es war eine bleiche, abgehärmte Frau im mittleren Lebensalter mit feinen Zügen und einem so gebrochenen Wesen, daß ihr Anblick geneigt gewesen wäre, jeden Ver-

dacht zu entfernen, wenn er nicht gar zu unumstößlich gegen sie gezeugt hätte.

Und jetzt eröffnete der Stabhalter die Gerichtssitzung.

Lange prüfend weilte sein strenges Auge auf der Angeklagten, und dann frug er:

„Wie heißt Ihr, und woher stammt Ihr, Weib?“

Sie richtete die umschleierten, grauen Augen auf ihn und antwortete mit kaum vernehmbarer Stimme: „Friederike Schulze aus der Mark Brandenburg.“

„Wie kamet Ihr hieher?“

„Ich war bei der Armeeverpflegung — um bei meinem Manne zu sein und wie er in Gefangenschaft geriet, bin ich ihm mit meinem dreijährigen Kinde nachgefolgt, — und nun liegen alle beide beisammen hier begraben.“

„Bekennt Ihr gutwillig, am dritten dieses Monats nachts zwischen zehn bis zwölf Uhr im Turme und Garten des Herrn Senators von Grimmel einen Einbruch verübt, die hier verzeichneten Gegenstände entwendet und eine kostbare Blume abgebrocheu zu haben?“

Jetzt erhob sich das Weib, wie von einem elektrischen Schlage empor geschnellt; ihre so sanften Augen funkelten in Entrüstung und sie schrie, daß es weit hinaus schallte durch die geöffneten Fenster:

„Ich eine Diebin! Heinz Schulze's Weib eine

Diebin! Nein! ich bin unschuldig! die Anklage ist falsch! ich bekenne nichts!"

„Wie aber kommt Ihr dann zu dieser Blume?" und der Stabhalter hielt ihr den abgeknickten Stengel, an welchem die Glöckchen welk hernieder hingen, plötzlich vor die Augen.

Als sie die Blume sah, kehrte ihre traurig sanfte Stimmung zurück und sie erwiderte: „Ich weiß nichts von einem Garten, ich weiß nur, daß in jener Nacht mein Kind starb — sein Kind, — das er so liebte und noch küßte, bevor sein letzter Hauch verging — und daß ich dann irrsinnig hinausrannte, — ich weiß nicht wohin — nur daß ich irgendwo den Blumenstengel fand und mit ihm umkehrte zum toden Kinde, dem ich ihn zwischen die Ärmchen legte, als letztes, was ihm Mutterlieb geben konnte. Und später dann habe ich ihn anstatt des Kreuzes auf den Grabhügel gesteckt."

Lautlose Stille herrschte im Saale; man vernahm nur das leise Gekritzel der Feder, womit der Actuarius die Antwort verzeichnete. — Nun befahl der Stabhalter: „Die Zeugen."

Herein trat der Nachtwächter, die arme Witwe und einer der preußischen Gefangenen, ihr Wachtmeister, dessen anständiges Wesen am geeignetsten zur Zeugenschaft schien.

Aber trotz aller Ausfrage der beiden ersten kam nichts

heraus, als was bereits bekannt war und die Worte der Angeklagten bestätigte.

Der Stabhalter rief nun den preußischen Wachtmeister auf, der Wahrheit gemäß zu sagen, was er über den Leumund der Friederike Schulze, genannt Kunnersdorferin, wisse.

Stolz und soldatisch, die Hand zur Stirn wie zu einer Meldung erhoben, stand er vor den Richtern und sagte in seiner fremdklingenden Sprache:

„Ja, ich kenne die Frau und zwar nicht erst seit kurzem; sie ist unserer Armee seit Jahren gefolgt, man könnte sie eben so gut die „Leuthnerin" heißen, wo wir siegten, Herr! — Ich kenne sie, das ist ein rechtes, getreues Weib, ehrlich in Handel und Wandel, hat keinem Soldaten schlechtes Maaß und Gewicht gegeben! Blitz und Granaten, sie eine Diebin! Ich schwör's beim alten Fritze — wollt sagen bei unserm ruhmreichen König Friedrich von Preußen, daß sie unschuldig ist!"

Wieder griff er salutierend an die Stirne, schwieg, kniff die Lippen zusammen, schaute mitleidsvoll auf die Angeklagte und murmelte laut genug, daß es jeder hören konnte: „Das mit anhören müssen und nicht dreinschlagen dürfen! Verzeih mir's, toder Kamerad, alter ehrlicher Junge!"

Dies war auch zu den Ohren der Kunnersdorferin

gedrungen; sie dankte ihm mit einem Blicke und mit gefalteten Händen und brach dann wieder wie abwesend im Geiste zusammen.

Ratlos sahen sich Stabhalter und Einungen an. Herr Wilhelm von Grimmel, welcher bis jetzt kein Wort gesprochen hatte, sprach nunmehr:

„Ich stehe ab von meiner Anklage!“

Doch Herr Jeremias von Heuß auf Trunkenberg entgegnete: „Herr Senator, uns liegt ob, das Wohl und die Sicherheit der ganzen Stadt zu vertreten. Wenn auch die Angeklagte den Einbruch nicht selbst verübte, so hat sie vielleicht Mithelfer, oder Kunde hievon. Es bleibt zu erforschen, wer die Mauerpforte erschloß, wessen Licht durch das Turmfenster leuchtete, — wer die hier angegebenen Gegenstände entwendete und die Blume aus dem Garten holte. Darüber müssen wir uns Auskunft verschaffen. Bekennt es die Gefangene nicht freiwillig, im Guten, so bleibt uns kein anderes Mittel, als sie „peinlich an die Frag zu führen.“

Bei diesen, allen verständlichen Worten, welche die Folter bedeuteten, stürzte die Angeklagte in die Kniee und rief in gellendem Tone: „Barmherzigkeit! lieber den Tod! — Ich will alles zugestehen — sagt mir vor, was ich bekennen soll — nehmt mir das Leben.“

Bei obigen Worten des Stabhalters war der Ge-

richtsdiener bereits nach dem Folterknechte gegangen. Aber diese Ausrufe verwirrten sowohl den Stabhalter, als die Einungen. — Wie so ganz unterschiedlich war die Art und Weise der Kunnersdorferin mit den vor kurzem abgeurteilten Dieben. Ein verständnisvoller Blick ging zwischen den Richtern hin und her und der Stabhalter verkündete, daß sie sich zu geheimer Beratung zurückziehen wollten.

Während die Räte der freien Reichsstadt Memmingen nicht wenig ratlos waren durch diese Vorgänge, spielte sich dort, „wo die Yucca zum erstenmal geblüht hatte“ — eine andere Scene ab. —

Als der Gerichtsbote nach dem Folterknechte in vorschneller Dienstbereitschaft eilte, streifte er im untern Raume des Rathauses bei der Stadtwage den lauernden Christoph, der dort ängstlich sich unter die Ratsdiener gemengt hatte, wie ehedem Petrus im Vorhofe des Kaiphas. Auf seine dringende Frage, wie es oben stehe, erhielt er nur die Antwort: „Das Läugnen hilft nichts! man wird sie zur Frag führen.“

Ein Moment — aber nur einer — sah den Knaben wie zu Stein verwandelt; dann aber flog er gleichsam über den Marktplatz nach Hause und riß an der Glocke, daß die taube Sybille heraussprang zu öffnen. Er hörte

nicht auf ihre Frage, sondern stürzte keuchend in den Garten, mit fast irrem Blicke die Schwester suchend, welche neben der Yucca stand und wehmütig den geknickten Stengel betrachtete in herzinnigem Bedauern, daß ihre Unvorsichtigkeit es gewesen, die den Eltern solche Freude zerstört hatte.

Noch bevor Christoph ein Wort hervorbringen konnte, sagte sein Aussehen ihr alles, — und sie öffnete statt der Frage nur tief nach Atem ringend die Lippen. Er aber rief: „O Elisabeth, was haben wir verschuldet! Alles ist verloren! — Sie wird vor die peinliche Frag gebracht." — Auch ihr war dieser stereotype Ausdruck für „Folter" bekannt und ein Beben und Zittern ging durch die zarten Glieder. Christoph aber barg sein Gesicht an einem Baumstamm und die Brust wogte unter dem Thränenstrom. Da berührte der Schwester kleine Hand seine Schulter und ihre klare Stimme sprach deutlich: „Ich gehe!" — Bevor er sich umwandte, war sie gegangen und nun sah er sie durch die Gartenthür enteilen. — Verwirrt stand er, als besänne er sich, wohin sie gegangen sei? Dann schlug er sich auf die Brust und eilte ihr im hellen Lichte des Verständnisses nach. Gleich einer weißen Taube flog sie vor ihm her zum Rathause hin. Alles wich ihr erstaunt aus und gerade, als die Richter wieder in den Saal zurückgekehrt waren, der Stabhalter mit der Glocke das Zeichen gab, — trat Elisabeth an die Seite der Angeklagten und sagte vernehmlich und fest:" Nicht sie —

ich bin's gewesen! ich habe alles entwendet, um es der Kunnersdorferin heimlich zuzutragen, — sie weiß aber nichts davon, sie kennt mich nicht; alles Gestohlene liegt noch in unserer Gartenhütte unter Stroh verborgen. Ich selbst hab im Dunkeln die Yucca abgeknickt, hab die Mauerpforte geöffnet und den Stengel hinausgeworfen. Gewiß und wahr, sie ist unschuldig! — ich hab's gethan!"

„Und ich! sagte eine feste Knabenstimme an ihrer Seite.

Sprachlos blickten die Richter auf die Geschwister; die Kunnersdorferin war von ihrem Stuhl herab auf die Kniee geglitten und faltete die Hände im Gebete; Herr Wilhelm von Grimmel aber stand neben seinen Kindern und frug fast stammelnd: „Wie konntet ihr —"

Zärtlich schmiegte sich Elisabeth an ihn und sagte mit gedämpfter Stimme: — „Wir fürchteten uns vor der Mutter, weil sie die Preußen nicht leiden mag. —"

„Nein! nur treu ist dem Reich und unserer großen Kaiserin Maria Theresia!" sagte die wohlbekannte sonore Stimme der Frau Senatorin Katharina von Grimmel, welche inzwischen eingetreten war, nachdem sie erfahren hatte, wohin ihre Kinder so eilig gegangen seien. Sie schlang, überwältigt von Rührung und Mutterstolz, ihr nicht mehr zaghaftes Mädchen in die Arme.

Nun erklang das Glöckchen des Stabhalters und er sprach: „Die Angeklagte ist der Haft entlassen, frei und unschuldig; die Sitzung ist aufgehoben." Dann forderte

er den Herrn Senator auf, gemeinsam in den Garten zu gehen, um die Hütte mit dem Strohhaufen in Augenschein zu nehmen.

VIII.

Friedensschluß.

Frau Katharina war nach kurzen Worten an die Kunnersdorferin schweigend zwischen ihren Kindern heimgekehrt und den übrigen Tag zu tiefst in sich versunken ihren Geschäften nachgegangen. — Wenn Herr Wilhelm von dem Vorgefallenen reden wollte, wußte sie stets mit kurzer Entgegnung die Rede abzuschneiden; auch Elisabeth, welche nach überwundener Angst das Bedürfnis fühlte, alles klar, demütig und voll Reue zu bekennen, um sich der wohlverdienten Strafe zu unterwerfen — fand eine bestimmte, wenn auch sanfte Zurückweisung. So getrauten sich die Geschwister kaum, Blicke zu tauschen und schwebten noch immer zwischen Hoffen und Bangen.

Die strenge Frau war durch das heimliche Gebahren ihrer Kinder, wodurch sie bis zum Rand des Verbrechens geführt worden waren und nahezu ein anderes mit sich in den Abgrund gezogen hätten — plötzlich gleichsam auch „vor die peinliche Frage geführt worden“ — freilich nicht durch ein anderes Gericht und andere Richter, als die eigene Selbsterkenntnis und die strafenden Selbstvorwürfe.

Sie hatte es mit ihrer Kinderzucht gut gemeint, war so stolz gewesen auf Christoph und Elisabeth; und nun mußte sie erkennen, wie ihre Strenge des Mädchens Vertrauen verscheucht, zu Heimlichkeiten getrieben und ihr die oftmals ärgerlich gerügte Schüchternheit eingeprägt, Christoph dagegen auf selbsterwählte Pfade, für welche er noch zu jung war, geleitet hatte. — Und auch ihr Verhalten nach außen — welche demütigende Zurechtweisung erfuhr es! — Sie war so stolz gewesen auf ihre „Reichstreue", ihre Ergebenheit für die große Kaiserin, ihren Haß gegen Friedrich; — sie hatte so mißbilligend auf jene geschaut, welche die Landesfeinde bedauerten und sogar beschenkten.

„Und was sind nun die Folgen dieser strengen Bürgertugend und felsenfesten Parteistellung? Ich habe außer acht gelassen, daß sie nicht freiwillig kämpften, sondern der Unterthanenpflicht folgten für *ihren* angestammten König. Und ich habe das menschliche Erbarmen verloren! Und darüber war ein Weib — den Mann und das Kind liebend, wie ich die meinigen, — in der Fremde, am Grabe dieser beiden in's höchste Elend geraten!" — so pochte es vorwurfsvoll im Herzen dieser zur Einsicht gelangten Edelfrau. — Nun aber war sie bis zum Entschlusse durchgedrungen.

Am Abende des nachfolgenden Tages, als schon die Feierstunde geschlagen hatte und Sabbatruhe auf den Straßen lag, rief Frau Katharina ihre Kinder zu sich

und ging mit ihnen schweigend durch's Niedergassenthor an der Schanz dahin, welche neben ihrem Turm zum Westerthore führt. Sie hatte zu jeder Seite eine Kinderhand gefaßt und beide empfanden den warmen Druck, der vom Mutterherzen ausging und ihre jungen Seelen mit wonniger Ahnung erfüllte. Elisabeth wagte es, empor zu schauen. So schön und herrlich war ihr die Mutter niemals vorgekommen!

Sie waren schweigend immer so dahin gewandert und standen nun an der Rückseite ihres Turmes, der so stattlich aussah mit seiner schön geformten Zinne, den festen Quadersteinen, welche selbst dem Anprall der Kanonenkugeln widerstanden hatten, den vergitterten Fenstern und dem grünen Gebüsche, das sich den Hügel hinaufzog und das kleine Mauerpförtchen zur Hälfte bedeckte.

Eine Weile hielt Frau Senator von Grimmel die Kinder an und sagte dann mit heiter begleitendem Blicke: „Wie wär's, wenn wir die Schatzkammer verlegten und den Turm zur Gartenstube einrichteten? Dann könntest du Ritterfräulein spielen, Elisabeth, aber kein Klosterfräulein! unsere Yucca soll blühen durch ferne Zeiten."

Ein Freudenstrahl aus den beiden jungen Gesichtern war die beste Antwort; Elisabeth führte leise die Hand der Mutter zu den Lippen, und nun wandte sich Frau Katharina mit der Frage zu Christoph:

„Ist's noch weit zu eurer Kunnersdorferin? — führ uns dahin."

Eiliger ging es von dannen. Bald standen sie vor der armen Hütte, trafen jedoch nur die Alte, welche auf ihre Frage antwortete: „Sie ist wieder auf den Gottesacker gegangen mit meinem Rosmarinstock; seht, dort kommt sie."

Die Edelfrau machte sich los von ihren Kindern und ging ihr einige Schritte entgegen, während Christoph aus der Stube den Stuhl holte und denselben in des Hauses kühlen Schatten stellte. Von allen umdrängt, setzte sich die leidensgebeugte Witwe und Frau Katharina sagte: „Das sind meine Kinder, Elisabeth und Christoph; sie haben es gut mit Euch gemeint, aber es wäre beinahe bitterschlimm ausgegangen. — Dafür können sie nicht, — das habe ich ganz allein gutzumachen, dessentwegen bin ich hieher gekommen. Was Ihr ausgestanden, das ist ein geschehenes Ding; aber für die Zukunft kann und will ich sorgen. — Nehmt vorerst diese zwei Zehrpfennige zur Heimreise" — dabei zog sie aus ihrer Tasche zwei große Goldstücke; das eine trug das Bildnis der Kaiserin Maria Theresia, das andere jenes Friedrichs von Preußen.

Die Kunnersdorferin küßte zuerst die Hand der Spenderin, dann schloß sie die Kinderhände zwischen die ihren und sagte unter tiefer Herzensbewegung: „O, wie

wohl und weh das thut, wieder solche Händchen zu halten! hab daheim sie begraben und hier — auch!"

Sie vermochte nicht weiter zu reden und man gönnte ihr Zeit, sich auszuweinen. Nach einer Weile fuhr sie in ihrer Rede fort:

„Nehmen Sie das Gold zurück! aber zuerst muß ich das Bild unsers großen Königs an die Lippen drücken, mein Mann hat ja für ihn das Leben gelassen."

Frau Katharina rief: „Nein, ich nehm's nicht zurück! Behaltet's, gute Frau, als segensreiches Omen, daß die beiden großen Feinde bald Frieden schließen und Ihr heimziehen könnt in ein Friedensland."

Die Kunnersdorferin schüttelte das Haupt und entgegnete: „Meine Heimat ist da, wo mein Mann und unser kleinstes Kind begraben liegt. Ich habe auf der Welt niemand mehr, als diese barmherzige Leidensschwester da; und wenn Euer Gnaden mir etwas Gutes erzeigen wollen, so wirken Sie mir's aus, daß ich bleiben und durch ehrliche Arbeit, nicht durch Almosen, mir das Leben fristen kann und daß man mich mitankommen läßt und mich für rechtschaffen hält. Und wenn die zwei Kinder manchmal die arme Kunnersdorferin besuchen dürften" —

Da entstand ein allgemeiner Ausbruch der Rührung und es erfolgte der „Friedensschluß," wie keiner jemals getreuer gehalten worden ist.

Als nach Wochen die preußischen Gefangenen wieder

abzogen, war bereits die Kunnersdorferin in Memmingen heimisch geworden. Überall fand sie Arbeit und wurde ihres anständigen Benehmens halber gerne gelitten. Wo es aber ein krankes Kind zu warten gab, da holte man die einsame Witwe, weil man wußte, daß sie an dem kleinen Bettchen kein Auge schloß und daß kaum der Mutterarm das Kindchen zärtlicher anfaßte.

Von allen Häusern war ihr jedoch das Grimmel'sche Haus am offensten, und oftmals ging Elisabeth mit ihr zum Friedhofe, um auf das Grab des Kunnersdorfers und seines Kindes einen Blumenstock zu pflanzen.

Die Yucca im Garten des Senators von Grimmel war und blieb allerdings geknickt; dafür war jedoch die menschliche Yucca — unsere Elisabeth — zur vollen, geistigen Entfaltung gediehen. Nicht mehr ein scheues, zaghaftes Kind', das den herrlichen Duft der Seele — Wärme, Begeisterung, Poesie und Energie — in sich verschlossen hatte, weil die Sonne des Verständnisses nicht auf die volle Knospe gefallen war. Nicht mehr das oft getadelte und mißkannte Mädchen — entfaltete Elisabeth sich rasch von Jahr zu Jahr herrlich, vollkräftig im Kreise der ihrigen, als der Mutter Stolz, des Vaters Wonne, des Bruders herzinnig liebe Vertraute. Oftmals pflegte er zu sagen: „Wenn ich dereinst selber ein Ehegemahl besitze und wenn sie mir eine Tochter schenkt, soll

sie der Mutter und dir zu Ehren zwei Namen tragen: „Katharina Elisabeth." — Und so geschah's.

Aber auch der Krieg zwischen Österreich und Preußen sollte in nicht sehr ferner Zeit sein Ende erreichen.

Nach schweren Verlusten auf beiden Seiten, drang sehnsüchtig aus aller Herzen der Friedensruf; hierin waren Österreich und Preußen eins, jedes fühlte in gleicher Weise seine Erschöpfung und der Friede konnte mit Ehren geschlossen werden. Das geschah zu Hubertsburg im Jahre 1763, am 15. Februar, worin zwischen Österreich und Preußen die früheren Verträge erneuert wurden. Nichts war gewonnen als die gegenseitige Achtung und das Gefühl gleicher Stärke und Macht. Wie viel aber war verloren gegangen! Not und Leiden ohne Zahl bedrückten die Länder und eine Million der kräftigsten Männer hatten mit ihrem Blute die Erde getränkt.

IX.

Nach mehr als hundert Jahren.

Weder aus Christoph von Grimmels Chronikbuche, noch aus der pünktlich gehaltenen Fortsetzung seiner beiden Söhne, noch aus mündlicher Überlieferung seiner hochbetagten Enkelinnen, Wilhelmine und Luise von Grimmel, welche jetzt des Hauses und Gartens treue Hüterinnen sind — ist zu er-

fahren, ob, wann und wie oftmals die Yucca fürderhin geblüht habe. Geht ja über dieses Gewächs die Meinung, daß es nur alle Jahrhundert einmal zu geschehen pflege.

Dennoch schien Herrn Wilhelms damalige Annahme, daß die Blume mehr mit der weiblichen, als männlichen Nachkommenschaft in Verbindung stehe, sich in etwas zu bewahrheiten. — Während die Enkel in noch jugendlicher Kraft hinstarben und der Mannesstamm erlosch — gediehen die mannigfachen Zweige der Enkelinnen auf's Gesegnetste. In welchem Lande, oder in welcher Stadt sie ihr Zelt aufgeschlagen haben mochten — es kamen die Ur- und Urenkel stets besuchsweise zum alten Heimatneste, woselbst die Zeit in der Obhut jener hochbetagten beiden Schwestern stille zu stehen schien, so unverändert war alles geblieben: — nur höher emporgewachsen, schattiger die Bäume, nur reicher und mannigfacher die Blumen zwischen den Buchseinfassungen, nur dichter und voller die Ranken der gelben Rosen an der Rückwand des Hauses und dort am Turme das Ruheplätzchen, wie traut und gemütlich ist es noch heutigen Tags! Vor dem Turme draußen auf der Schanz ist das niedere Gebüsch zu Bäumen emporgewachsen und ihre Rinden tragen tief eingeschnitten die Namen der Familienglieder. An solchen Stätten haften freilich die lieben, frohen Erinnerungen aus einer glücklichen Jugendzeit! Kein Wunder, daß alle so gerne hieher zurückkehren, um sie an Ort und Stelle aufzufrischen!

Und dennoch, wie ganz anders war es hier im Garten und in der Stadt geworden. Längst hatte die patrizische Übermacht, welche sich ehedem zu stemmen wußte gegen den Vortritt der bürgerlichen Räte, sich der neuen Zeit gefügt. Bei den Stadtwahlen bestimmten nicht mehr alte Vorrechte, sondern wer das meiste Vertrauen der Bürger besaß. Wohl blühten noch die Patriziergeschlechter und bewahrten die angestammte Ehrenhaftigkeit; aber sie lebten still für sich auf ihren Besitzungen, ohne die Fäden des Stadtregiments in Händen zu halten. Aus der ehemaligen freien Reichsstadt war eine gut bayerische reichstreue Stadt geworden.

Nicht viel weniger hatte sich alles im Grimmelschen Hause geändert. — Elisabeths klösterliche Schwärmerei schien sich nunmehr zu verwirklichen, so still lebten die alten unverheirateten Urenkelinnen Wilhelms dahin, obgleich zwischen ihnen ein junges Leben — Leontine, der Schwester frühverwaiste Tochter — blühte, die Freude der alten Augen, der Stolz ihrer Herzen und es schien, als ob dem holden Edelfräulein das vollkommen genüge. Nach jedem Ausflug in die weite Welt kam sie immer wieder frohmutig in die Heimat zurück und meinte: so traut sei es doch nirgends und so lieb wie ihre beiden Tanten hätte sie niemand.

Und so begleitet mich noch einmal dahin. Es ist

ein wundervoller Julitag des Jahres 1875, also mehr als hundert Jahre später nach den erzählten Begebenheiten.

Wieder, wie damals, hingen die Blicke aller Hausbewohner an der Yucca, die in Mitte des Gartens stand, denn sie hatte Knospen angesetzt, sie versprach auf's neue zu blühen. Tanten und Nichte trieben es genau wie ihre Ahnen: der erste und letzte Gang war zur Yucca. Endlich erschlossen sich mehrere Glöckchen und es war, als ob sie läuteten zur heilig stillen Feier der Familien-Erinnerungen. Hatte nicht der Ahnherr auf eine geistige Verbindung zwischen der Yucca und seinen blühenden Sprossen, besonders der *weiblichen Nachkommenschaft*, hingedeutet? In dieser aber ganz allein blühte jetzt das Geschlecht derer von Grimmel.

Da stehen sie nun alle drei vor der Yucca und die Blicke der alten Augen schweifen von der seltenen Blume zum Liebling zwischen ihnen, mit der hohen, edlen Gestalt ihrer Ahnfrau Katharina und den braunen, sinnig warmen Augen Elisabeths. Leontine aber sendet die sehnsüchtigen Gedanken in weite Ferne zum Bruder, der — ein echter Abkömmling von Frau Katharina — sein gutes Schwert dem *österreichischen Kaiserhause* geweiht hat. „Wenn er nur auch da wäre, der liebe Bruder! um die Yucca blühen zu sehen!"

Nun erscheint das Dienstmädchen unter der zum Garten führenden Thüre, in hocherhobener Hand einen

Brief mit dem Poststempel Hamburg. Schon aus der Ferne erkennt Leontine, woher dersebe kommt; sie ruft mit freudiger Überraschung: „Vom brasilianischen Vetter Ludwig!“ und fügt bei, nachdem sie das Couvert geöffnet hat: „Wie prächtig! er kommt! er kommt schon morgen! O Yucca, das fügt sich alles, alles dir zu Ehren!“

An diesem Tage herrschte große Unruhe in der Grimmelschen Klausur. Vetter Ludwig von Lößl war ja nun der eigentliche Stammhalter, der Schwestersohn, welcher mit blühender Kinderschar das Geschlecht, wenn auch in verändertem Namen, fortsetzt. Schon als achtzehnjähriger Jüngling hatte er Dr. Schorers Anweisung zu reisen erfüllt und war von Hamburg aus nach Brasilien gewandert. Dort, in Rio Grande, wurde er mit der Zeit Chef des ersten Handlungshauses und Consul verschiedener Länder. Jetzt aber, nach errungenen Erfolgen, war er zur deutschen Erde zurückgekehrt, um ihn vereint die brasilianischen Yucca-Sprößlinge.

Eilt euch, ihr Blumenglöckchen, aufzublühen und festliches Willkommen zu läuten!

Die Sonne ging leuchtend auf über der schwäbischen Stadt, sie brannte heiß hernieder auf den Heimatgarten, als ob sie wetteifern wollte mit ihrer eigenen Kraft im fernen Brasilien, und bot dem Heimkehrenden einen gar festlichen Empfang, als er den Dampfwagen verließ und

über diese Veränderung wohlgefällig lächelte. Aber er fand die alten Wege leicht; große Veränderungen hatten nicht stattgefunden, nur hübscher, freundlicher war's in dem Städtchen geworden.

Nachdem Vetter Ludwig alles im Hause bis zum letzten Winkel begrüßt hatte, rief Leontine: „Jetzt kommt aber das Beste, jetzt thu Deine Augen auf!"

Bald standen sie vereint vor der blühenden Yucca. Ludwigs Herz pochte feierlich; denn wie oft hatte er in seiner Knabenzeit die Geschichte dieser geheimnisvollen Blume gehört; er fühlte es aus den geöffneten Kelchen wie Geisterflüstern und Segen aufsteigen.

Nun gingen sie mitsammen zum alten, trauten Plätzchen am Turme. Es war zum Empfange festlich gedeckt mit allen Lieblingsgerichten Ludwigs, auch die gezuckerten Johannisbeeren waren nicht vergessen. Dazwischen standen die venetianischen Kelchgläser und eine entkorkte Flasche alten Rheinweins. Tante Luise sagte: „Heute muß diesem Ehre erwiesen werden, Ludwig, als Mahnung, daß Du selbst ein Deutscher bist!"

Vetter Ludwig erhob sich von seinem Sitze und rief: „Dazu bedarf es keiner Mahnung! ich habe das keinen Augenblick vergessen! O, gerade in der Fremde lernt man die deutsche Heimat doppelt schätzen. Wo auf der weiten Welt gibt es so etwas Gemütliches, als ein deutsches Familienhaus; so etwas Lieb-

liches, Herrliches, als deutsche Alpen, Kornfelder, Wiesen, Wälder, Bäche und Ströme, Weiher und Seen!"

„Und Memminger Hopfengärten!" schaltete mit leisem, etwas ironischem Tone Tante Luise ein.

„Und Memminger Hopfengärten!" — wiederholte Vetter Ludwig mit erhobener Stimme. „Solch ein Humpen mit braunem Gerstensaft, das wäre ein Trunk im fernen Lande! Ich das vergessen! Und erst ein Laut der deutschen Sprache! er dringt tiefer in's Herz, als die wundersamste Melodie! Nein, nie ward ich der Heimat entfremdet! immer habe ich mich als ihren Sohn gefühlt!

Als im Jahr 1870 zu uns die Nachricht kam, wie die deutschen Waffen über das anmaßende Frankreich den Sieg erfochten, wie der deutsche Aar von Sieg zu Sieg flog, da fühlte ich mit Stolz, daß auch ich ein Deutscher bin und es zog mich zur deutschen Heimaterde mit den Meinen. — Ist auch noch lange nicht alles gut und fehlt am großen Aufbau noch mancher Stein und Kitt — es muß, es wird gut werden, die Friedensfahnen werden endlich flattern über alle deutschen Herzen!"

Vetter Ludwig war tief bewegt, auch die andern wischten sich verstohlen die Augen. Dann aber füllte er die Gläser, erhob das seine und sprach frohmutig:

„Laßt uns ein Hoch bringen, allem Blühen

und Gedeihen. Wie unsere Yucca auf's neue erblühte, soll auch unser altes Memmingen und unser altes Geschlecht durch Jahrhunderte blühen; hoch!"

Hell klangen die Gläser und im stillen Garten war's fröhlich laut, wie in vergangenen Tagen.

Zum zweiten Male erhob Vetter Ludwig sein Glas und rief mit feierlich tönender Stimme:

Wie die Yucca wieder erblühte, so möge das neuerstandene deutsche Reich erblühen und gedeihen! Wir trinken in diesem deutschen Wein das fröhliche, stolze „hoch!" und nochmal „hoch!" seinem Heldenkaiser Wilhelm!"

Wieder klangen die Gläser. Sie reichten sich alle die Hände mit innigem Verständnis. Dann aber bemerkte Tante Luise lächelnd:

„Was wohl unsre Ahnfrau Katharina zu diesem Toaste auf einen Nachkommen ihres Todfeindes Friedrich von Preußen sagen würde?" — Vetter Ludwig antwortete mit fester Überzeugung:

„Einstimmen! einstimmen würde sie mit dem kräftigsten Hoch, ohne jeden Nebengedanken: hie Habsburg! hie Hohenzoller! — einstimmen, als echte, reichstreue, deutsche Frau!" —













